

Zeitschrift:	Jahrbuch / Historische Gesellschaft Graubünden
Herausgeber:	Historische Gesellschaft Graubünden
Band:	125 (1995)
Artikel:	Von Paris nach Weimar : Johann Gaudenz von Salis-Seewis in der Französischen Revolution und auf Urlaubsreise nach Weimar 1789-1790
Autor:	Erni, Christian
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-595735

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Paris nach Weimar

Johann Gaudenz von Salis-Seewis in der Französischen Revolution
und auf Urlaubsreise nach Weimar 1789 – 1790

Literarisch-biographischer Essay
von Christian Erni

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkungen	181
1. Traute Heimat meiner Lieben. Im Semester 1789	184
2. Wieder Paris	189
3. «Die Volksgärung» (Revolution)	192
4. Das Zeltlager bei St. Omer und ein neuer Garnisonsplatz: Rouen	195
5. «Gottes Weltmeer», Meer-Impressionen	202
6. Die Reise, Kunst und Krise	209
7. Von Amsterdam bis Weimar und Jena oder ein Besuch zur Unzeit	222

Vorbemerkungen

Grundlage dieser Arbeit sind die Tagebücher von Johann Gaudenz von Salis-Seewis, aufbewahrt seit einiger Zeit im Staatsarchiv des Kantons Graubünden; sie sollen hier möglichst oft zu Wort kommen. Als erster und bisher einziger konnte Adolf Frey vor 100 Jahren diese Tagebücher im Schloss Bothmar in Malans für seine grosse und unentbehrliche Salis-Biographie benutzen.¹

Es sind sechs Büchlein, die von Salis selbst auf dem Vorsatz oder dem ersten Blatt datiert sind.²

1. Ein stattliches, grün gebundenes Buch, 15 x 20 cm, dessen Notizen über acht Jahre gehen vom 1. Januar 1777 bis 30. April 1785, also von Johann Gaudenz von Salis' 14. bis 22. Altersjahr. Es enthält Bemerkungen aus Malans, Lausanne und aus seinen ersten Pariser Jahren. Am Schluss stehen Listen von Ballteilnehmern

¹ Adolf Frey: Johann Gaudenz von Salis-Seewis, Huber Frauenfeld 1889.

² Staatsarchiv Graubünden, D VII, Familienarchiv von Salis-Seewis.

und eine grosse Liste seiner Lektüre. Beilage: «Kurze Beschreibung meiner Ersten Reise aus dem Vaterland nach Lausanne» mit dem Motto: «On a tant âme pour sentir et si peu d'esprit pour le dire», frei übersetzt: Wir haben genug Sensibilität, aber zu wenig sprachliches Ausdrucksvermögen.

2. Ein mit buntem Papier und Lederrücken von einem Churer Buchbinder gebundenes Büchlein, etwa 11 x 17 cm, «angefangen den 1. May 1785, geendet den 31. May 1788». Es enthält vor allem einiges vom Erleben und Dienst in Paris und besonders von den Urlaubaufenthalten in Malans und Chur und Notizen über eine kleine Reise ins Veltlin. Aus dem letzten Blatt ist etwas herausgeschnitten.

3. Büchlein derselben Art wie 2. «1788 1.Juni bis den 11.Oktober 1789, 7.August bis den 19.Hornung 1790». Betrifft den Aufenthalt in Rouen und die Semesterreise durch die Niederlande nach Weimar und Jena. Beilage: «Merkwürdigkeiten» in Nürnberg vom 13.Februar 1790.

4. In Schweinsleder gebundenes Büchlein mit Klappe und Schliessschnur. Es ist das in Nr. 3 genannte «besondere Büchlein, welches alles, was mir auf meiner Reise während meinem Semester (1788) und seit meiner Rückkunft in Paris und auf den Märschen des Regiments begegnet ist, enthält». Gehört also zeitlich (26. Oktober 1788 – 7. August 1789) ins Büchlein Nr. 3. Beilage: «Reise über die Niederlande in die Schweiz» 1788, Reiseroute: Arras – Douai – Brüssel – Aachen – Düsseldorf – Bonn – Neuwied(Herrnhuter Gemeinde) – Mainz – Worms – Speyer – Mannheim – Karlsruhe – Strassburg – Basel.

5. Wieder mit buntem Papier und Lederrücken. Notizen vom «19.Hornung (1790) bis 1791». Es endet mit dem erschütternden Bericht von der Krankheit und dem Tode der Mutter am 16.Dezember 1791 und seinem 29.Geburtstag am 26.Dezember.

6. Lose in Schweinslederumschlag mit Klappe und Schnur. 2.Januar 1792 bis 26.Dezember 1793, endet mit der Hochzeit «an meinem 32. Geburtstag». Beilage: Aus einem gebundenen Büchlein herausgerissenem Tagebuchfragment, mit zwei Reisen zu zwei Sitzungen der Militärkommission in Zürich vom 15.Februar bis 9.April und vom 21.Juni bis 6.August 1822.

Die Anlage der Tagebücher, vielleicht angeregt von einem Hauslehrer, ist überall dieselbe: Links auf dem Blatt stehen fortlaufend die Daten, dann auf dem Doppelblatt die Notizen über 7 bis 10 Tage, später, wenn er mehr erlebt hatte, über 2 bis 3 Tage. Den Jahreswechsel hob er mit grösseren Buchstaben und eigenen Zeilen hervor. Die Aufzeichnungen seiner jüngeren Jahre sind begreiflicherweise knapp unddürftig, etwa : «im Concert; auf der Redoute; in der Predigt; nachmittags spazieren; es waren viele Leute da; nichts Wichtiges, Zeitungen gelesen.»

Die Schrift ist pubertär ungelenk, festigt sich aber in der Pariser Zeit. Sie ist oft sehr klein, mit spitzer Feder geschrieben; oft strich er durch und flickte ein, was zeigt, dass er das Geschriebene wieder durchsah und sogar später noch überholte oder ergänzte (etwa das Todesjahr seiner Jugendfreundin Barbara Laurer oder ein paar Sätze über den Tod seines Buchhändler-Freundes Friedel in Paris). Seine Notizen waren Erinnerungshilfen und ohne jeden literarischen Anspruch, obwohl er für sich den angemessenen Ausdruck suchte. Wenn er Erlebtes, vor allem Gesehenes, kurz festhielt, formulierte er leicht, etwa über seine Pilgerfahrt zu J. J. Rousseaus Grab in Ermenonville, schwerer, wenn er den Eindruck einer Person zu formulieren suchte, etwa Schiller 1790.

Die Tagebücher von Johann Gaudenz von Salis bedürfen der Interpretation, und nur mit Einfühlung gelingt es, dem Menschen Salis etwas näher zu kommen. Selbstverständlich können die Resultate solcher Annäherung angezweifelt, ja abgelehnt werden, wie das mit andern Tagebüchern (z.B. neuestens mit denen von Thomas Mann), Briefen und sogar mit Werken der Kunst immer möglich ist, aber auch jeden Tag im Umgang mit Mitmenschen. Johann Gaudenz von Salis (1762 – 1834) hat man im vorigen Jahrhundert auf einen Sockel gestellt, wie sein Denkmal im Churer Stadtpark zeigt. Im Lichte seiner Tagebücher aber, die er von seinem 14. bis 30. Lebensjahr geführt hat, erscheint er nicht als ein unanfechtbarer Grosser, sondern als ein interessanter, hochgebildeter junger Mann, der die Möglichkeiten seiner Person und die Grenzen seiner poetischen Fähigkeit erstaunlich gut kannte und nur eines von Herzen wünschte: seiner Familie und seinem Lande, den Drei Bünden und der Eidgenossenschaft, mit seinen Erfahrungen und all seinen Kräften zu dienen.

Die Zitate aus dem Tagebuch sind kursiv gedruckt. Orthographie und Interpunktions des Textes sind den heutigen Lesegewohnheiten angepasst, also:

ss statt ß, z. B. dass

t statt th, z. B. Tal, vermuten

Dehnungs-h angepasst, z. B. Name statt Nahme, Gemälde statt Gemählde

ei statt ey, z. B. sein, Eid

Doppel-ss, wo es heute üblich ist, z. B. liess statt lies

Viele heute als zusammengesetzt empfundene Wörter sind mit Bindestrich verbunden, z. B. Halb-Zirkel, Begräbnis-Plätze

?? nicht zu lesen. ? unsicher zu lesen.

*Die grössten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft
hat ein gebildeter Soldat.*

Goethe: Die Wahlverwandschaften, aus
Ottiliens Tagebuch (2. Teil, 5. Kapitel)

1. Traute Heimat meiner Lieben

Johann Gaudenz von Salis-Seewis hatte wie alle Offiziere in französischen Diensten jedes Jahr Anrecht auf ein «Semester», einen etwa halbjährigen Urlaub, den er natürlich in der «trauten Heimat seiner Lieben» verbrachte, im Malanser Schloss Bothmar, in Seewis, wo seine «Ahna» noch lebte, und in Chur bei der Schwester Katharina auf dem Sand. Für die Heimreise von Paris, später Arras und auch für die Rückreise zum Regiment mit der eigenen «Chaise» oder der Postkutsche liess er sich jeweils Zeit, bei Freunden, Bekannten oder Brieffreunden vorzusprechen, und in seinem Tagebuch hielt er diese Besuche fest und, wenn auch sehr kurz, Gespräche über Weltanschauliches, Literarisches und Politisches. Er sprach in Karlsruhe bei Horfrat Schlosser vor.³ Dieser rühmte ihm die Schriften von *Bacon, Montesquieu, Descartes, Rousseau, Montaigne*, und Salis bemerkte, er sei *ein Filosoff für die Welt und äusserst interessant im Umgang. Beweis für die Göttlichkeit Christi sei, dass er der erste gewesen war, der Liebe und Wahrheit zum Hauptzweck mache*. Es gab Salis gewiss zu denken, dass Schlosser *von der Unnützheit der Soldaten* redete und sie bloss *wegen Polizei und Landfrieden* gelten liess. Mit Schubart in Stuttgart⁴ gab es angeregte Literaturgespräche, wenn auch zu *deklamatorisch*. Besonders gerne kehrte Salis beim *lieben Pfarrer Miller* in Ulm⁵ ein. Der Dichter-Pfarrer Miller las Salis eigene neue Gedichte und zeigte ihm Manuskripte des verehrten, früh verstorbenen Höltys. *Ich brachte bei dieser vertrauten Gesellschaft äusserst angenehm meinen Abend zu.*

In Speyer traf er den Brieffreund Baron von Beroldingen.⁶ Auch versäumte Salis es nie, den verehrten blinden Dichter und Schulleiter Pfeffel in Colmar⁷ zu besuchen, der ihm wohl zuerst Mut zum Dichten gemacht hatte. Gern gesehener Guest war Salis beim Zürcher Ratsherrn Heinrich Füssli (1744–1832), dem Drucker, Verleger, Buchhändler und Herausgeber der «Gedichte» von Johann Gaudenz von

³ Johann Georg Schlosser, Frankfurt 1739–1799, Gatte von Goethes Schwester Cornelia.

⁴ Christian Friedrich Daniel Schubart, 1739–1791, Theater- und Musikdirektor in Stuttgart, Lyriker.

⁵ Johann Martin Miller, 1750–1814, Freund von Höltys und Mitbegründer des Göttinger «Hainbundes», volkstümlicher Lyriker.

⁶ Joseph Anton Sigismund von Beroldingen, St. Gallen 1736 – Hildesheim 1816, Kunstsammler, Förderer der Literatur, in Verbindung mit Lavater, Sophie La Roche, Goethe und der Helvetischen Gesellschaft.

⁷ Gottlieb Konrad Pfeffel, Colmar 1736–1809, Leiter der bekannten Erziehungsanstalt für protestantische Junker, vor allem geschätzt als Fabeldichter.



Abb. 1:

Johann Gaudenz von Salis-Seewis (als Autor immer: J.G. Salis), Zeichnung und Stich von Johann Heinrich Lips, entstanden also nach 1794.
Kantonsbibliothek Graubünden GE 3.

I. G. v. SALIS.

Salis von der Erstausgabe von 1793 an. Leider war im Frühling 1788 der liebenswürdige, Europa-weit geliebte Idyllendichter Salomon Gessner (1730–1788) in Zürich verstorben. Aber bei Johann Caspar Lavater im Zürcher Pfarrhaus und in der Predigt war immer Erbauung und Rat zu holen; Lavater hatte ja auch Salis-Lieder in sein bekanntes Schweizerliederbuch aufgenommen.

Von Paris, Arras, später von Rouen aus hatte Salis brieflichen Kontakt mit den Herausgebern verschiedener literarischer Zeitschriften (Musenalmanache), in denen seine Gedichte erschienen, und wurde um Beiträge gebeten: mit Christoph Martin Wieland⁸, mit Johann Georg Jacobi⁹; mit Johann Heinrich Voss.¹⁰ Gern hätte Salis auch Johann Gottfried Herder¹¹ kennengelernt, den Leiter des Kirchen-

⁸ Christoph Martin Wieland, Biberach 1733 – Weimar 1813, der repräsentative Dichter des deutschen Rokoko, Freund Goethes, Shakespeare-Übersetzer, Herausgeber des «Teutschen Merkur», in dem vieles von Goethe und Schiller zuerst erschien.

⁹ Johann Georg Jacobi, Düsseldorf 1740 – Freiburg i. Br., Professor der Schönen Wissenschaften in Freiburg, Lyriker, Herausgeber von «Iris, Taschenbuch für Frauenzimmer».

¹⁰ Johann Heinrich Voss, Sommersdorf 1751 – Heidelberg 1826, Homerübersetzer, Freund von Mathias Claudius, der Grafen Stolberg, von Goethe. Herausgeber des «Göttinger Musenalmanachs».

¹¹ Johann Gottfried Herder, Mohrungen in Ostpreussen 1744 – Weimar 1803, seit 1776 General-superintendant in Weimar.

wesens von Sachsen-Weimar, den Kantschüler, Rousseau-Kenner, Sammler und Übersetzer von Volksliedern vieler Völker, den Philosophen. Goethe und Schiller wollte er, vielleicht mit Empfehlung des Barons Wilhelm von Wolzogen, im «Semester» 1789/90 besuchen.

Also, von Zürich bis Hamburg, Leipzig, Weimar erfuhr er Förderung, Ermunterung, Anerkennung durch die bekanntesten deutschen Schriftsteller seiner Zeit, dagegen zuhause bedrückten ihn fast unerträgliche Schwierigkeiten im Persönlichen und unbegreifliche, ärgerliche Missverständnisse und kalte Zurückhaltung im Politischen.

Gespielen, wir sind nun verändert, älter
Und weit zerstreut;
Auch mancher, ach! zu weltklug, höhnt nun kälter
Die Herzlichkeit.

Die Kinderzeit, Strophe 11

Nebenbei bemerkt:

Die von Johann Gaudenz von Salis angesprochenen Dichter, seine Vorbilder und Zeitgenossen, geboren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sind zu Recht oder zu Unrecht vergessen, wenn ihnen nicht ein Schutzgeist beistand nach des lateinischen Satirikers Martial Wort: «Ein Buch, das leben soll, muss einen Schutzgeist (einen genius) haben.» Nur wenigen Gedichten dieser Zeit wurde ein Schutzgeist, nämlich der Genius der Musik, zuteil, der sie bis in unsere Zeit überleben liess. Das schafften für Matthias Claudius die Melodie von J. A. P. Schulz (1790) zu «Der Mond ist aufgegangen» und Schuberts Musik zu «Der Tod und das Mädchen» und Schuberts Vertonung von Christian Friedrich Daniel Schubarts «Forelle». Dahin gehören auch Millers Gedicht «Was frag ich viel nach Geld und Gut» («Zufriedenheit») und Höltys «Ueb immer Treu und Redlichkeit» («Der alte Landmann an seinen Sohn») und ebenso Johann Gaudenz von Salis' «Bunt sind schon die Wälder» («Herbstlied») mit der Melodie von Johann Friedrich Reichardt und für uns jedenfalls «Traute Heimat meiner Lieben» («Lied eines Landmanns in der Fremde») nach der Melodie von Righini. Und schliesslich: Wer kennt noch etwas von Schillers Gedichten (abgesehen von den Schulballaden und der «Glocke»), ausser Beethovens Chor «Freude, schöner Götterfunke» («An die Freude»), der der deutschen Wiedervereinigungsfreude 1989 Ausdruck gab, mit der gelungenen Umformung: «Freiheit, schöner Götterfunke ...!» Eine Ausnahme ist vielleicht nur Goethe. Hermann Hesse schrieb 1932 im «Dank an Goethe»: «Goethe war nicht mit seinem Zeitalter abgeblüht, er ging uns noch an, er war unheimlich aktuell.» Aber auch Goethes Lieder geniessen den Schutz des Genius Musik von Schubert bis Schoeck, und ausserdem leben im Bewusstsein der Deutschsprechenden einige seiner Gesellschafts- und Logenlieder (Ergo bibamus!) und Spruchgedichte (Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben!).

Im vorigen «Semester» 1787/88 hatte Salis die Tochter Ursina des Obersten Pestalozzi (oder Pestaluzz) kennen und lieben gelernt; die Sechzehnjährige war eben aus dem Pietisten-Internat Montmirail heimgekommen. Er fühlte, dass sie

Bergreise-Lied

The musical score consists of six staves of handwritten notation. The first staff shows a vocal line with lyrics: "Auf mu-thig die Höh' ist er-stie-gen! Ihr Freun-de, wo bleibt ihr zu-rück? Wie". The second staff is labeled "Instrument" and shows a rhythmic pattern with numbers above the notes: 6, 5, 2, 6, 5. The third staff continues the vocal line: "herr-lich die Thä-ler dort lie-gen! Tief un-ten ver-liert sich mein Blick, Ich". The fourth staff begins with a single note '6'. The fifth staff continues: "alh-me die süs-se-sten Düf-te, Schon wälzt vielleicht mein Blut; Schon". The sixth staff concludes with: "trink ich ae-the-ri-sche Lüf-le, Und jauchze, ü.schwinge den Hut."

Abb. 2: «Bergreise-Lied». Aus dem Schweizerlieder-Buch von Johann Caspar Lavater, 1787, 2. Teil. Texte von verschiedenen Autoren, in Musik gesetzt von Johann Heinrich Egli (Zürich 1742–1810), Zentralbibliothek Zürich.

Herzlichen Dank Oreste Zanetti für die Umschrift
in die gewohnten g- und f-Schlüssel.

seine beste Lebensgefährtin sein würde und wünschte die Einwilligung seiner Familie. Aber der Vater konnte oder wollte ihm nicht zu einem Heim und genügenden Mitteln helfen und riet ihm dringend, die Beziehung abzubrechen, sogar noch in einem Brief nach Frankreich. Ob der Vater Bedenken wegen der Mitgift des Mädchens hatte oder immer noch auf eine Militärkarriere seines Erstgeborenen mit dem Grafentitel hoffte? Der Sohn gehorchte und notierte im Tagebuch: *Meine Seele war erschüttert, ob ich gleich kalt und gelassen zu sein suchte. Abends schrieb ich einen Brief an Sina, nahm Abschied und holte (brachte) ihr Porträt zurück; das Losreissen kostete mich Kraft. Den 20. morgens stund ich früh auf und verliess um sieben Uhr meine Verwandten und das Land für Gott weiss wie lange. Heute blieb ich entschlossen, männlich und gelassen. ... Ich ritt und liess mein Gepäck von Banzer (seinem Bedienten) führen. In Jenins kehrte ich beim A. Schwarz zu. Seine gute Frau stillte und wartete ihrer Kinder.* Sein letzter Abschiedsbesuch galt also seiner verheirateten Jugendfreundin Barbara Schwarz-Laurer, und da erst spürte er schmerzlich, wie sehr ihm Heim und Familie fehlten.

Johann Gaudenz Salis war in diesem Semester 1788/89 nochmal, wohl mit dem Gefühl des Abschieds, eingetaucht in seine Jugend und die geliebte heimatliche Landschaft, eben seine «traute Heimat»: Das waren Chur und seine Umgebung samt den Maiensässen und den vergnüglichen «Luckmilch»-Treffen (= geschlagener Rahm, «Niidla»), der Malanser Schlosspark und «Buchwald», die Weinberge, Seewis und das schöne Tälchen «Lischgaz» mit dem Weiher, dessen Abbild er im Scarpe-Tal bei Arras wiederzufinden glaubte. Er hatte, zwar nur als Zuschauer, das österliche Eierwerfen und Ringschlagen der Jugend auf den Quadern vor der Churer Stadtmauer genossen, hatte sich mit brennenden Holzrädchen beim Seewiser Scheibenschlagen feiern lassen, mitgemacht bei Schlittenfahrten und Tanze-reien, bei einem «Häfeliabend» und wohl auch bei politischen Diskussionen im gewohnt zwanglosen Ton im Laurerschen Hause zu Chur. Aber er schloss dieses Semester in seinem Tagebuch so bitter und scharf, wie wir es von dem freundlichen, scheinbar gelassen Überlegenen sonst nicht kennen. Schon am 13. März 1789 hatte es den 27jährigen zu dem missmutigen Eintrag gedrängt: *Als ich mich im Geist zurücksetzte, auch in meine vorigen Jahre, als ich an diesen ungestörten Ergötzungen selber Anteil nahm, an solchem frohem Gewühle, und dann wieder die Reihe von elf späteren Jahren in Gedanken durchlief – so viele Hoffnungen, die nicht erfüllt wurden, so viele gestörte Pläne, so viele Todesfälle, so viele vergebliche Wünsche das zu weiche Herz genährt, und nun stund ich da – wie ganz anders und sah alles anders an – und dennoch ist es auch so gut! Und ich genoss mit offenem Herzen die Freude der Kinder und des Frühlings.* Der Leser spürt den harten Ruck, mit dem Salis seine Enttäuschung zurücknahm und sich zu pietistischer Demut und Ergebenheit zwang, um sich seine Erinnerungsfreude nicht zu verderben. Im Abschiedseintrag vom 19. Mai 1789 brechen ihm aber sein persönlicher Kummer und seine Sorge um

die politische Zukunft seines Vaterlandes und auch der Ärger über die Uneinsichtigkeit der führenden Schicht gewaltsam den Panzer seiner anerzogenen Zurückhaltung und angeborenen Vornehmheit – oder vielleicht seiner angeborenen Zurückhaltung und anerzogenen Vornehmheit:

Jetzt, da ich meinen Semester noch einmal überdenke, finde ich, dass es gut für mich ist zu scheiden. – Drückende Verhältnisse, Unruhe des Herzens und keinen frei-mütigen Erguss in mitfühlender Freunde Umgang – häusliche Neckereien, kein (Heim?) noch Herd, oft Unfrieden, überall so wenig Hingeben und so wenig Enthusiasmus fürs Edle, dagegen so viel Liebe zur Eigenheit, so viel Sorge für das Besitzen! Und endlich der Zwang, der von der Anhänglichkeit mich losreisst. Gründe genug gegen die Vorliebe zu meinem Aufenthalt im Vaterlande, das seine Natur – Musse – Einfachheit der Sitten und süsse Erinnerungen der Knabenjahre sonst wert machen.

Über diesen Missmut konnte ihm diesmal auch seine intensive Lektüre nicht mehr helfen: Bodmers Ausgabe *der alten Minnesänger*, Choiseuls¹² Reise nach Griechenland, Ulrich Campells «Rätische Geschichte» (aus dem Salis-Archiv?), Joh. v. Müllers Schweizergeschichte, Abhandlungen *artistischen Inhalts*, die Bibel. Sein Tagebucheintrag sagt uns, roh gedeutet: Ich verlasse Bünden diesmal nicht wie bisher mit Bedauern, sondern mit dem Gefühl der enttäuschten Hoffnung und in zornigem Unmut. Nein, erfreulich und erspriesslich war dieses Semester vom Herbst 1788 bis Mai 1789 nicht gewesen, und er musste sich wehmüdig und zornig gestehen, dass er noch weit entfernt war von seinen Träumen und Ideen im Persönlichen wie im Politischen.

Was ihn aber in Paris, Arras und Rouen erwartete, nämlich das Chaos des Volksaufstandes, musste ihn bald ebenso hart treffen, denn die Entwicklung in Frankreich zwang ihn und viele fortschrittlich Denkende zur Überprüfung der in den letzten Jahren gewonnenen politischen Überzeugung: Das Idealbild einer republikanischen Staatsform, beruhend auf der Macht (Souveränität) des freien, aufgeklärten Staatvolkes, hielt der brutalen Wirklichkeit nicht stand.

2. Wieder Paris

Seine Rückreise zum Regiment liess sich trotz der heimatlichen Verstimmung ganz glücklich an, freilich mit makabern Intermezzi. In Zürich logierte er im Prominenten-Gasthof Zum Schwert, in dem sich auch die Freimaurer versammelten, und hatte dort das Vergnügen, dass Frau Ott, die Wirtin, *abends die Gefälligkeit hatte, mit ihren Kindern Musik zu machen und mir einige meiner Schweizerlieder mit ihrer*

¹² Etienne F. de Choiseul, Französischer Minister, 1752 – 1815.

*Tochter zu singen.*¹³ Die Zürcher Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft verreisten eben zu ihrer Jahresversammlung nach Olten. Vermutlich bewegten Füssli und Lavater Salis zu diesem Abstecher, und er fühlte sich dann so wohl und geehrt in dieser Gesellschaft von Patrioten, gleich gestimmt im Streben nach der Erneuerung der Eidgenossenschaft, dass er im Tagebuch eine ganze Liste von neuen Bekannten aus vielen Kantonen aufführte. Sie nahmen ihn als Vertreter der Drei Bünde auch gleich in ihre Reihen auf, und ein kleiner Chor sang zu seinem Abschied *die erste und letzte Strophe aus Lavaters Schweizerlied.*¹⁴ Von Basel an fuhr Salis im Wagen seines Freundes und Dienstkameraden Rémy Frei. Vorher aber hatte er Pfeffel, seinen verehrten Förderer, begrüsst, der in Basel zu Besuch war, besichtigte das Grab des Basler Aufklärers Isaak Iselin (1728–1782), dem leider keine öffentliche Ehrung durch ein Denkmal zuteil geworden, und das Basler Münster, wobei er bedauerte, *dass man in Basel durch die Begräbnisse in Kirchen und Kreuzgängen den Lebenden die Luft verpestet; denn es roch in diesen Gewölben stark nach Fäulnis.* Ein Blick auf das Schlachtfeld von St. Jakob: *das Thermopülae der edlen Opfer schweizerischer Freiheit, ihres ausgebreiteten (= weit bekannten) Heldeniums, aber auch der Grund des fremden Solddienstes. Auf dem Rückweg (von St. Jakob nach Basel) hatte ich den grausigen Anblick eines vor kurzem gerichteten Vatermörders auf dem Rade.* Von der weiteren Fahrt nach Paris war nicht viel zu berichten, als dass er unterwegs nun auch den letzten Teil von Stillings¹⁵ Lebensgeschichte las, dessen ersten Teil Goethe herausgegeben hatte: *manches schien mir unbedeutend und schlecht erzählt.*

Fast überschwänglich begrüsste er die Weltstadt, der er wegen der Verlegung nach Arras etwa zwei Jahre fern gewesen: *Abends hinter Grosbois erschienen mir vor goldbeglänztem Rande des Himmels die grauen, ragenden ?? Türme ?? von Paris; Schlagregen teilte hie und da mit schrägen, grauen Streifen die Luft; mit innigen Gefühlen sah ich hinaus diese grosse Weltstadt, dem Standpunkt so mancher Begebenheit meines Lebens seit meinem ersten erwartungsvoll ankommenden Eintritt vor 10 Jahren bis heute.*

Und nun hatte ihn die faszinierende Stadt wieder, in der er eigentlich geworden, der er jetzt war. *Den 11. Juni, Pfingstmontag, fuhren wir durch das weite, lange Paris,*

¹³ Es handelt sich um die drei Gedichte «Fontana», «Bergreise-Lied» und «An die Feinde der Schweizerlieder», in Musik gesetzt von Johann Heinrich Egli, Zürich 1787, zweiter Teil von Lavaters «Schweizerlieder» (Zentralbibliothek Zürich). Salis nahm alle drei nicht in seine «Gedichte» (1793) auf.

¹⁴ Letzte Strophe aus Lavaters «Schweizerlied», Musik von Joh. Heinr. Egli, siehe Anm. 13:

*O Schweiz! du Heldenvaterland!
Sey niemals deiner Väter Schand!
Und halt das festgeknüfte Band
Der Einigkeit mit treuer Hand!
Dann ist in dieser Welt kein Land
Dir gleich, du Heldenvaterland.*

¹⁵ Johann Heinrich Jung-Stilling, 1740–1817, autobiographischer Schriftsteller: «Jugend», «Jünglingsjahre», «Wanderschaft» (1778).

das durch den feuchten, stinkenden Qualm und seine Wagen und Menschengewühl wieder alte Empfindungen in mir aufregte, so dass ich glaubte, diesen Ort erst vor kurzem verlassen zu haben. So stieg er denn in sein früheres Pariser Leben wieder ein, besuchte Opern, Operetten, Theater, z. B. einen französisierten Hamlet, und doch überliefen mich Schauer des herzerschütternden Shakespeares, sah (wieder?) im Palais royal viele schöne Tableaux (leider keine Namen). Kurz: Ich fand mich ganz wieder in meinen alten Verhältnissen. Er las viel (leider keine Namen oder Titel) und benutzte auch wieder die «Deutsche Bibliothek», die sein verstorbener Freund Friedel gegründet und betrieben hatte. Natürlich traf er überall und rasch viele alte Bekannte, vor allem Kameraden der Schweizergarde. Eines Tages sprach ihn jemand an, der offenbar die Uniform des Regiments Salis-Samaden kannte, und erkundigte sich bei ihm nach einem Baron Johann Gaudenz von Salis-Seewis; es war ein Baron Wolzogen, der, wie er später erzählte, ein Freund Friedrich Schillers sei. Vielleicht verdankte Salis diesem neuen Bekannten eine Einladung nach Weimar und Jena. Vieles sah er jetzt aber neu in Paris oder mit neuen Augen: Wenn ich in Paris so viel Schönes, Merkwürdiges und Grosses sehe, das ich bei meinem langen Aufenthalt entweder aus Gewohnheit verschmähte, kalt ansah oder nicht bemerkte, so ?? (ärgere ich mich?) über meine Unachtsamkeit und über den Mangel an bedächtigem Beobachtungsgeist, mit welchem allein mir der Aufenthalt von Paris schätzbarer hätte sein sollen. Am 20. Juni kam ihn sogar Stimmung und Lust zum Dichten an: Der Abend war schön. Vom rot bewölkten Himmel sank Kühlung, und meine Seele eröffnete und entfalte sich, wie sonst immer seltener, milden dichterischen Empfindungen. Er muss gespürt haben, dass ein neuer Lebensabschnitt ihm nicht mehr viel Zeit und Kraft für sein Dichtertum, seine Harfe, lassen werde. So deutete er das dichterische Verstummen im «Abschied von der Harfe», mit dem er die Erstausgabe seiner «Gedichte» 1793 schloss:

Im Morgenschein des Lebens
Erklangst du rein und hell;
Wer kann den Klang verwahren?
Durch Forschen und Erfahren
Verhallet' und versiegte
Des Liedes reiner Quell.

.....
Am Sommertag des Lebens
Verstummt das Saitenspiel!

2. Strophe und Anfangszeilen der 4. Strophe

Aber Dunkles verdüsterte solche «milden, dichterischen Empfindungen», etwa wenn er mit ein paar jungen Offizieren junge Freidenker vor fanatischen Gläubigen schützte, oder *Auf dem Heimweg in Regen und Dunkelheit: Ich sah einen Toten-*

Wagen, in dessen bedecktem Kasten man viele Leichnamen zugleich auf die vor der Stadt liegenden Begräbnis-Plätze zog. Ein Pfarrer und ein Junge mit einer Fackel, weit vorausgehend, gehörten noch zu dieser Nachtszene.

Es ist anzunehmen, dass Salis die Ablösung der mittelalterlichen «Etats généraux» durch die »Assemblée générale«, in der der Dritte Stand, das Bürgertum, das Sagen hatte, um die Sanierung der Staatsfinanzen und die Neuordnung des Staates voranzutreiben, mit Spannung mitverfolgte. Der Freiheitskampf der Kolonien in Nordamerika, die «Konföderation» dieser 13 Staaten und die Erklärung der Menschenrechte auf Antrag des Marquis de Lafayette in Frankreich müssen ihm gewiss Zuversicht auch für die Umgestaltung der Schweiz gegeben haben. Leider ist nichts davon ins Tagebuch eingegangen, obwohl er dem grossartigen Ereignis aus nächster Nähe beiwohnte, dass die Staatsideen der Aufklärung¹⁶ in die politische und gesellschaftliche Wirklichkeit umgesetzt werden sollten.

3. Die Volksgärung

Vom 24. Juni an berichtet Johann Gaudenz von Salis-Seewis dagegen immer wieder von der «Volksgärung», dem Volksaufstand der französischen Revolution. Es sind keine anschaulichen Schilderungen; denn er stand als Offizier der französischen Soldtruppen ausserhalb des Geschehens und notierte kurz nur, was er entweder selber gesehen oder glaubhaft gehört hatte. Er beurteilte vermutlich – so ist den trockenen Bemerkungen nach zu schliessen – den Volkssturm als hässliche Verirrung und Nebenerscheinung, die der König leider nicht vom Militär niederschlagen liess; denn die wesentlichen Erneuerungen des Staates zum Wohle aller geschahen in den Beratungen des «Tiers état», so schleppend sie auch vorangingen, ging es doch da um die Erarbeitung der Grundlagen für eine konstitutionelle Monarchie. So kam es, dass die Schweizergarde und die andern Schweizer Regimenter bald danach auf die Nation, den König und die Verfassung neu vereidigt wurden, was vielleicht Salis veranlasste, bei dieser guten Sache auszuhalten. Erst 1793 quittierte er den französischen Dienst, vielleicht auch weil er nach dem Tode der Mutter die Möglichkeit sah, Ursina Pestalozzi zu heiraten und in Bünden ein neues, der Familie und der Öffentlichkeit gewidmetes Leben zu führen.

¹⁶ Besonders John Locke «Über die Regierung» (1690), Ch. Montesquieu «De l’Esprit des lois» (1748), J. J. Rousseau «Du Contrat social» (1762).

Hier folgen die Tagebuchnotizen über die den Umbau des französischen Staates begleitenden Unruhen:

24. Juni *Die Gärung war sehr gross.*

29. Juni *Im Palais royal, wo wir aus Behutsamkeit (= Vorsicht) uns während der grössten Volksgärungen nicht hatten in Uniform zeigen wollen. Dragoner und Husaren wurden von der Ecole militaire nach Paris verlegt, wo ein Tumult und Aufstand war. Sein Regiment brach von Vaugirard mit scharfer Munition nach Paris auf: Mit mutiger Entschlossenheit zog ich der vermuteten, so widrigen als gefährlichen Expedition entgegen (das Volk stand betäubt). Doch folgte Gegenbefehl.*

1. Juli *Der gestrige Auflauf zur Erbrechung der Gefängnisse und Befreiung einiger rebellischer Soldaten von der französischen Garde war noch ohne Blutvergiessen abgelaufen. Die Aufständischen hatten auch vergeblich versucht, mit Geld und Drohungen Schweizer Söldner zum Überlaufen zu verführen.*

13. Juli *Die Rebellen zogen mit grässlichem Heulen, mit Äxten, Stöcken und Gewehren bewaffnet, in Vaugirard und Gros Caillou umher. ?? Alle öffentliche Sicherheit, Handel und Wandel und Correspondenz wurde gestört, Mordbrennerei, Raub und Mord war allgemein.*

14. Juli *An diesem Tag ward durch Mord, Brand und alle Gräuel des fürchterlichen Aufruhrs die Stadt und die Nation gebrandmarkt, die einst die Bluthochzeit feierte (ähnlich den Wirren bei der Ermordung der Protestant 1572). Die Bastille wurde erobert, drin war auch ein détachement von unserem Regiment. Die Commandanten wurden enthauptet, unser commandierender Offizier, Louis de Flüe, soll aufgehängt sein.*

Von Flüe wurde samt seinem Knecht von übergelaufenen deutschen Soldaten gerettet und erschien später in Rouen wieder bei seinem Regiment. Das Regiment Salis-Samaden verliess mit immer neuen Befehlen Paris und marschierte sehr langsam und bei schlechter Witterung wieder nach Arras, seinem alten Standort. Salis hatte in Paris seine Chaise zurücklassen müssen; sein Hauswirt versteckte sie erfolgreich vor Plünderern und konnte sie viel später Salis nach Rouen zukommen lassen. Für Salis war dieser Monat Juli mit den Aufregungen der Piquet-Stellungen und den beschwerlichen Märschen mit immer andern Befehlen eine rechte Bewährungsprobe, und er stellte stolz fest: *Ich stand die Mühseligkeiten leicht aus; meine Heiterkeit und Festigkeit wuchs in der Gefahr. Ich habe alle Ursache mich für den Krieg tüchtiger und fähig zu halten, mehr als ich mir selbst zutraute.*

Was ihn an den Unruhen besonder erschreckte, war die verrohende Wirkung auf die Jugendlichen. Auf einem Spaziergang in der Nähe von Rouen traf er einen Trupp von etwa 20 Jungen, die, mit Stöcken, Prügeln und anderem bewaffnet, zum nächsten Dorf ziehen wollten, gegen die Jungen jenes Dorfes, *mit denen sie im Streit waren, und drohten, sie umzubringen. So trugen die Jungen in Paris Köpfe von Katzen auf Stangen wie die Alten die Häupter der unglücklichen Opfer der Volkswut. So trieben andere Jungens die Nachahmung der Grausamkeit dahin, einen ihrer Kameraden, der nicht ihrem Willen folgte, wirklich aufzuhängen, so dass man mit Mühe sein Leben rettete. Der Geist der Unruhe und der Blutbegierde geht so weit, dass auf Stangen der blutige Kopf des Gouverneurs der Bastille getragen wird. Sie wollen frei sein und sind noch ungerecht* (Tagebuch 8. Sept. 1789).

Während es in Paris zu schweren Ausschreitungen kam, scheint es in der Provinz teilweise gelungen zu sein, dank den fremden Söldnern das Schlimmste zu verhindern. Von Rouen aus, wo das Regiment später stationiert war, wurde ein Teil der Schweizer Truppen wegen drohenden Unruhen nach Dieppe detachiert. Salis hatte mit seiner Kompanie einmal (oft?) die Aufgabe, einen Korn-Convoi mit 22 Lastwagen (ich stelle mir schwere Sechsspänner vor) nach der etwa 150 km entfernten Hauptstadt zu geleiten, um die Versorgung von Paris und Umgebung vor marodierenden Banden zu schützen. Zweimal hatte das Regiment Kordon zu bilden bei Hinrichtungen von angeblichen Rädelsführern der jüngsten Ausschreitungen. Das Volk von Rouen stand dicht Spalier und schaute dem entsetzlichen Schauspiel sogar aus den Takelagen der Schiffe zu. Salis notiert, dass wohl *die Volkssicherheit diese Hinrichtungen nötig machten*. Er machte sich dabei bang und entsetzt Gedanken über das Schicksal und Sterben der Verurteilten, und *warum, dachte ich, suchte die Menge mit törichter Neugierde Gelegenheit auf, seine Seele mit Bildern grässlicher oder trauriger Begebenheit zu füllen. Sucht er Mitleiden zu fühlen oder ist's Inconsequenz?*

Der Wahrung des Landfriedens diente auch die Vereinigung der Söldnertruppen mit den sogenannten «Volontaires», der neu entstandenen Bürgerwehr, von einheimischen Adligen geführt, mit denen Salis ausgezeichneten Umgang hatte. Dieses Ereignis wurde mit Verbrüderungsbanketten gefeiert, und *man trank die Gesundheit des Königs und der Nation*. Hatte nicht Hofrat Schlosser vor kurzem gemeint, das Militär sollte eigentlich nur *Polizei und Landfrieden dienen?*

Ende September 1789 bekam Johann Gaudenz von Salis-Seewis endlich Urlaub. Seine Reise führte ihn diesmal nicht so schnell wie möglich nach Hause, sondern dem Meer nach durch die spanischen Niederlande (heute Belgien) und Holland und über Arnheim, Münster nach Weimar. Erst als er von Dünkirchen aus in einer Kanalbarke Frankreich verliess, fasste er in einer nett eingerichteten Kajüte vorsichtig in Worte, was ihn vielleicht schon lange bedrückt hatte: *Nach etwa drei Stunden verliessen wir das jetzt so gern zu verlassende Gebiet von Frankreich,*

das ein Gottlob! statt des Lebewohl verdient. Wieviel Aufregungen, Strapazen, hässliche Bilder des chaotischen Aufstandes der Massen sind in dieses «Gottlob» eingegangen! Und im folgenden wohlformulierten Satz steckt seine ganze Enttäuschung über den Verlauf des Umsturzes und über die Schwäche des Menschen, der dem Leben in einer freiheitlichen Ordnung nicht gewachsen scheint: *O Freiheit, heilige, grosse, missverstandene, verkannte Freiheit, wie viel Unheil richten Menschen unter deren Namen an.* Ähnlich pessimistisch äussert sich der Führer eines Flüchtlingszuges, nach seinen Erfahrungen befragt, in Goethes «Hermann und Dorothea» (6. Gesang), allerdings fast 10 Jahre später:

Möcht ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiedersehen! Das wütende Tier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

Aus solchen trüben Gedanken rettete sich Salis, wie immer schon, in die Natur: *Der Mond schien gar freundlich am heitern Abend*, schrieb er gleich darauf, *und die langen Kanäle glühten rosenrot – still hinausgedehnt in der Ferne.* Aber da war doch am 4. Oktober beim Dünkirchener Hafen der Anblick beflaggter Schiffe aus den Vereinigten Staaten gewesen, was ihm vielleicht ein Zeichen war, dass aus einem blutigen Kriege die Neugestaltung eines Staates möglich sein konnte, wie er es für den Umbau der Eidgenossenschaft von Basel bis ins Veltlin und vom Bodensee bis Genf erhoffte: *Die Schiffe hatten heute als an einem Feiertag ihren Schmuck, die Flaggen, aufgesteckt. Die 13 Sterne Amerikas in blauem Felde in einer Ecke statt des Englischen Kreuzes wallten gar schön im Winde.*

4. Das Zeltlager bei St. Omer und ein neuer Garnisonsplatz: Rouen

Da die französische Heeresleitung offenbar einen Angriff von den habsburgischen Niederlanden her auf das von Unruhen geschwächte Frankreich befürchtete, mussten das Regiment Salis-Samaden und andere Heeresteile vom 2. bis 26. September von Arras aus gefechtsbereit ein Zeltlager nahe St. Omer bei schlechtesten Wetterbedingungen beziehen. Salis überstand unbeschadet die Strapazen trotz Dauerregen, Manövern, undichten Zelten, durchnässten Uniformen, Strohlager auch für die Offiziere, mangelnder Verpflegung und dazu ohne Post von Zuhause! Aber nach Abbruch des Lagers ging's nur kurz zurück nach Arras, und von da nach Rouen in ein etwas ruhigeres Garnisonsleben. Rouen erlöste Johann Gaudenz von Salis von den öden Gefilden der Provinz Artois und der zu provinziellen Stadt Arras.

Stil und Inhalt seines Tagebuchs werden lebhafter, interessanter, besonders seit dem kriegsmässig geführten Heerlager nahe der niederländischen Grenze. Um die seltsame Welt eines Heerlagers zu überblicken (ein ähnliches vor den Mauern von Paris war bald abgebrochen worden), begab er sich eines Abends auf eine Anhöhe in der Umgebung: *Auf einer Höhe genoss ich eine herrliche Aussicht auf das anderthalb Stunden Wegs lange Lager: Das Gewühl der Menschen, die unabsehblichen Reihen der Zelte, die wie weisse Wolken sich erheben. Ein Cavalerie-Lager mit sich bewegenden Pferden, braunes Gewühl, all die Bewegung, der Lärm, die Geschäftigkeit in stiller Abenddämmerung zu beschauen ist ein vortrefflicher Anblick. Oder Grösse der erhaltenen Stille der Natur und ? neben dem Getümmel rastloser Menschen – deren nichtige Emsigkeit so bald vergeht und die sogar nur den Zeitpunkt ihrer Venichtung zu beschleunigen erzielen* (3. Sept.).

Trotz Kriegsgerüchten nahm er sich Zeit, die Kirche der Abtei St. Bertin zu besichtigen: *eine schöne Orgel, eine Kreuzabnahme und einige Grabmäler früherer Äbte; pulvis et umbra sumus* (Staub und Schatten sind wir), las er auf einem Sarkophag und fühlte seine Stimmung bestätigt. Einen Tag vor dem Abbruch des Lagers schilderte er nach einem Spaziergang in der Umgebung so glücklich seine Eindrücke, dass man meint, ein niederländisches Landschaftsbild vor sich zu haben, auf dem als Staffage das Heerlager angedeutet wäre: *Das Tälchen an der Aa ist äusserst lieblich, ganz wie ein englischer Garten (amnis) (= an einem Fluss). Der gewundene Schilffluss, mit Weiden und dunklen Büschen besäumt; romantisch umbüschte Weiler und Landhäuser; malerische Brücken, Steige und Gatter; ländliche Mühlen; abgesonderte, mit grünen Bäumen eingefasste Weidplätze, fleckichte Kühe; aus den Büschen ragende einsame Kirchturm spitzen. Alles machte eine allerliebste Landschaft und weckte friedliche, süsse Gefühle. Ich war auch in einem Wald oben hinter dem verlassenen Lager. Die Ruhe des Waldes voll Vogelgesangs wirkte gewaltig im Abstand des Geräusches eines Heeres und des Trommelns und Trompeten-Lärms* (25. Sept.).

Selbst im *Geräusch des Heeres* aber liessen ihn sein Kinderwunsch, das Meer, und das Anliegen seiner Mannesjahre, die Revolution, die politische Selbstbestimmung des Volkes, nicht los. Er hatte noch im Lager – zwar vergeblich – um einen Kurzurlaub ersucht und gewünscht, *nach Calais zu reisen (denn ich hatte ein starkes Verlangen, das Meer zu sehen) oder nach Cassel*. Zu Cassel, einem etwa 20 km nordöstlich von St. Omer gelegenen Städtchen, fehlt im Tagebuch die Urlaubsbegründung. Ich nehme an, dass er den ganz unspektakulären Schauplatz erkunden wollte, wo 1328 in einer blutigen Schlacht die Revolution der nordfranzösischen Bauern für fast 500 Jahre unterging, während etwa zur gleichen Zeit die Eidgenossen bei Morgarten und Sempach ihre Freiheit siegreich verteidigten. Gewiss wünschte Salis sehnlichst, in Calais das Meer zu sehen, aber vielleicht drängte es ihn ebenso sehr, das Stadt Tor zu sehen, durch das 1347 sechs Bürger von Calais, Hängestricke um

den Hals, traten, um sich für das Leben ihrer Mitbürger zu opfern (Rodin hat dazu 1884–86 sein berühmtes Denkmal geschaffen). Die Stadt hatte sich ein Jahr lang gegen die englischen Belagerer gewehrt und sah sich endlich zur Kapitulation gezwungen. Der englische König versprach, die Bevölkerung der Stadt zu schonen, wenn sechs regierende Patrizier bereit wären, zu sterben. Auf Bitten der schwangeren Königin wurden die sechs begnadigt; der Rest der Stadtbewohner, nur aus der Stadt vertrieben statt ermordet, fand Aufnahme in St. Omer¹⁷. Sah Salis an diesem Extremfall die neue Rolle des Adels unter Freien und Gleichen: im Dienste freier Bürger, mit dem Privileg, sich zu opfern und nicht nur zu herrschen und sich zu bereichern?

Ob die Kaiserlichen in den nahen Niederlanden von der Machtdemonstration des Heerlagers bei St. Omer beeindruckt waren, wissen wir nicht. Jedenfalls stand kein Krieg bevor, und das Lager wurde abgebrochen. Aber als persönlichen Gewinn dieser anstrengenden Wochen verbuchte Salis: *Was mich betrifft, war ich Gottlob über meine Erwartung gesund und zufrieden. Die freie Luft und Bewegung stärkten mich zur Ertragung der Mühen und gaben guten Schlaf auf hartem Lager. Ich bemerkte, dass Weichlichkeit und Bequemlichkeit für Hipochondristen gar nichts taugen, dass Überwindung zur Bewegung und harte Tätigkeit die beste Arznei vor Trübsinn und Grillen sind und endlich, dass alles, was wir vor Vergnügen machen ?? alles Harte und Schwere von seinem Unangenehmen verliert* (26. Sept.).

Sein neuer Dienstort Rouen bot ihm beste Gelegenheit, sich auf das Erlebnis des Meeres und die Reise durch die Niederlande und Deutschland vorzubereiten. Rouen war seit langem der wichtigste Hafen der Normandie, an einer der grossen Seine-Schleifen gelegen, wo Meerschiffe festmachten, um ihre Fracht von hier aus auf dem Landweg ins Innere Frankreichs weitertransportieren zu lassen. Salis liess sich an Bord solcher Schiffe einladen und machte sich ein Bild davon vom Frachtraum bis zur Kapitänskajüte. *Die Capitains* (eines holländischen und eines Hamburger Schiffes) *waren voll guten Willens; der Holländer gab mir Tabak, und wir tranken Genevre. Die Cajüte des Hamburgers war sehr niedlich.* Die Betriebsamkeit dieses Umschlagshafens, *der Wald von Masten und Tauwerk*, das Einlaufen und Auslaufen der Zwei- und Dreimaster, die Menge der Handelsherren und Schiffer aus vielen Ländern entschädigten ihn für die landschaftliche Öde und gesellschaftliche Langeweile in Arras. *Meine Spaziergänge auf dem Hafen* (franz.: au port) *machten mir Vergnügen. Engländer, Holländer, Spanier, Franzosen, Hamburger, ihre verschiedenen Sitten und Sprachen, in einem so kleinen Raum vereinigt, zu sehen und zu beobachten.* Er las im Café in der Nähe des Hafens und der Warenbörse *politische Nachrichten*, spielte gelegentlich Schach, trank Tee, vielleicht eben an dem

¹⁷ Nach der Chronik von Jean Froissart, aus dem Hundertjährigen Krieg die Jahre 1325 bis 1400.

Platz, wo kürzlich die Hinrichtungen stattgefunden hatten, zu denen er kommandiert war, und wo vielleicht am 30. Mai 1431 das Mädchen von Orléans verbrannt worden war.

Rouen bot dem Opern- und Schauspieliebhaber Salis ein schönes Theater: *Der Saal ist rund und schön, Weiss und Gold, die Säulen ganz vergoldet*. Er sah Racines «Mithridate» und – zum wievielten Mal? – «Le Mariage de Figaro», *dieses witzige, langweilige, treffend die verdorbenen Sitten darstellende Haupt-Stück der französischen Bühne*, daneben allerlei Operetten, z. T. mit sehr guten Tänzern aus London, das italienische Stück «Le Marquis Tuligno», *die Musik von Paisiello, das Stück unter aller Kritik*. Ob man ihm nicht erzählt hat, dass Pierre Corneille, der Begründer des klassischen französischen Theaters, aus Rouen stammte?

Er lernte Englisch, das man hier so oft hörte, und versuchte sich an den englischen Dichtern William Collins (1721 – 1759) und John Gay (1685 – 1732), dem er zwei Leitsprüche für Gedichte entnahm. Ob er John Gay's «Beggar's opera» kennenlernte, die B. Brecht so erfolgreich zur «Dreigroschenoper» bearbeiten sollte (1928)? Seine wichtigste Lektüre: eine romanhafte Kulturgeschichte Griechenlands von J. J. Barthélémy «Les Voyages du jeune Anacharsis en Grèce vers le milieu du quatrième siècle avant Jésus Christ» (1788), *ein Buch, das ich lange sehr zu lesen gewünscht hatte* und das er jetzt eifrig exzerpierte, was wohl heisst, dass er sich bemühte, die Quellen der europäischen Kultur und der Demokratie zu erarbeiten.

Er bewunderte, vielleicht vom selben Café aus, die grosse Schiffsbrücke: *Ich sah zu, wie man hier täglich die Brücke zur Durchfahrt der Schiffe öffnet, indem man einen Teil auf Walzen über den andern zurückzieht; was den Anblick merkwürdiger macht, ist, dass die Brücke gepflastert(?) ist, auf beiden Seiten Erhöhungen für die Fussgänger hat und auf Schiffen ruht, die sich mit der Ebbe und Flut erheben.*

Dank den verschiedenen militärischen Aufgaben wurde er bekannt mit dem Bürgermeister Marquis de Radepont, dem Stadtkommandanten Marquis de Harcourt und dem Obersten der Volontärs, Marquis de Herbonville, *einem helldenkenden Mann, mit dem ich sehr gut übereinkomme*. Die Frau eines französischen Hauptmanns, den er in solcher Gesellschaft traf, *war vor ein paar Jahren zu Pfeffers im Bade und zu Malans bei meinen Eltern*. War bei solch vornehmen Bekanntschaften wohl die Solidarität des europäischen Adels oder der Logenbruderschaft wirksam?

Irgendwie machte Salis die kleine Hugenotten-Gemeinde von Rouen ausfindig und stellte im Gottesdienst zu seiner Überraschung fest, dass er mit dem Pfarrer vor zehn Jahren in der gleichen Lausanner Pension gewohnt hatte. *Einfach und eng war das Lokal, in dem der Gottesdienst stattfand; statt der Kanzel stand der Prediger hinter einem Tisch, auf den (für Bibel und Predigttext) ein Stuhl gestellt wurde.*



Abb. 3: Rouen, aus der «Topographia Galliae, pars VIII, Normandia», Frankfurt bei Caspar Merian 1657, Neuausgabe der Ansichten und Stadtpläne, Kassel und Basel 1970: Stadtansicht von Rouen und Stadtplan im Band III, Tafeln 55 und 56.

Auch etwa 150 Jahre nach Merians Ausgabe wird Rouen noch so ausgesehen haben. Hier die linke Tafelseite bis zur Kathedrale Notre Dame, deren Glockenturm Salis erstiegen hat. Flussabwärts der «Quai La Romaine» mit Meerschiffen, flussaufwärts, durch die Brücke zum Faubourg S. Séverin getrennt, der «Quai de Paris», Anlegeplatz für Flussschiffe. Die Steinbrücke wird eben abgerissen und durch die Schiffsbrücke ersetzt, die im Stadtplan schon eingezeichnet ist und von Salis so bewundert wurde. Zwischen dem Hafen und der Kathedrale ist als grosses Gebäudeviereck die «Halle de bled», das Kornhaus, zu sehen, von dem aus die Korntransporte nach Paris abgefertigt wurden. Nicht in dieser Stadtansicht zu sehen sind das um grosse Höfe gebaute «Hospital pour la peste» ausserhalb der Stadtmauer, zu Salis' Zeiten vermutlich Irren- und Waisenhaus, und im südlichen Stadtteil der kleine Friedhof der Hugenotten.

Um als Mann aus den Bergen einen Überblick über die Gegend zu gewinnen, bestieg er am nächsten Tag *den Turm an der Kathedrale, sah die grosse Glocke – 24 Fuss im Umkreis, 4 1/2 hoch und 40 Zentner schwer –. Auf der Höhe des Turmes genoss ich einer weiten, herrlichen Aussicht, die eng gebauten Häuser im Kreis ringsherum unter mir und eine Aussicht in die Ferne, an der ich mich nicht sattsehen konnte. Die Witterung war hell. Die Kirche ist auch schön; die schlanken Pfeiler erheben sich frei und die Wölbung des Schiffes oder Langhauses (ist) erhaben.*

Schon bald nach seiner Ankunft verschaffte er sich auch Überblick über die Umgebung der Stadt, nach seiner Weise: *In der Nähe der Stadt bestieg ich eine*

Anhöhe, von welcher ich die malerische, prächtige Landschaft mit Bewunderung und gefühlvollem Erstaunen entdeckte. Die Seine, von Eilanden zerteilt und vom Abendglanz erleuchtet, die Masten der Kauffahrtei-Schiffe, weite Wiesenflächen, mit Schobern des Heuets belegt, und die grosse, runde Stadt (auf beiden Seiten der Seine) in einem grauen Zirkel. Dieser Schauplatz, von Kreiden-erdigen Hügeln umschlossen oder sich in eine Fläche, mit niedrigen Heidestrauch-Wald? überzogen, fernhin verlierend. Die Gegend von Rouen hat für mich eine Fülle von Reizen, die ich im ganzen mit tiefem Eindruck in ruhigeren Zeiten ??(empfinden?) würde. Nur zuletzt und sehr spät kam ich von diesem grösseren Schauspiel zu dem der Kunst (ins Theater) (13. August). Nicht immer verlief der Spaziergang nach Dienstschluss so angenehm, weil – so empfand er es wohl – Schönes und Schreckliches sich so nahe sein konnten: Nachmittag war ich über der Stadt spazieren. Die Aussicht von dem Hügel ist herrlich, aber in meiner Nähe war das Hochgericht mit Abscheu und Grausen erregenden Resten von vielen Unglücklichen.

«Kennen Sie unser ‹Hôpital général?›» mag ihn ein einheimischer Offizier gefragt haben und führte ihn zu diesem seltsamen Spital. (Ich) sah die Verrückten und Rasenden, etwa 30 an der Zahl, ein trauriger Anblick ?? Ein ehemaliger Gendarme, ein Cafewirt und ein Landpfarrer waren unter diesen Unglücklichen, die in einem Hof wie in einer Menagerie in kleinen Zellen, Abteilungen oder Kabinetten, teils gefesselt und ohne Kleider, eingesperrt sind. Ein Fermier und ein Schäfer schienen die Wildesten, schimpften entsetzlich auf den Wärter und waren lüstern nach Waffen und meinem Degen. Einige Tage später zeigt er das Hopital seinem Freund Rémy Frei. Wir sahen ein unglücklich verrücktes Mädchen von etwa 17 Jahren. Sein Gesicht war gefällig und seine Conversation lebhaft, doch meist von Putz und Eitelkeit. Sie begehrte von uns unsere Degen und dass wir uns duellieren sollten. Ans Hôpital angegliedert war ein Waisenhaus: Ein sonderbarer Anblick war der von – etwa 100 – vielen Findelkindern, die in einem Saal haspelten und sangen. Die Kinder verarbeiteten als billigste Arbeitskräfte Garn für irgend eine Tuchfabrik von Rouen, wodurch das Waisenhaus zu etwas Geld kam.

*Mühlen und Fabriken sahen Salis und seine Freunde in der Umgebung der Stadt, d.h. mit Wasserkraft getriebene kleinere und grössere Gewerbebetriebe. Er hatte einmal, dank einem Mann namens Lambert, dem Sohn des Hauslehrers seines Vaters aus dem Elsass, Gelegenheit, eine *Indienne-Fabrik* zu besichtigen, die bedrucktes Baumwolltuch herstellte. Solche frühindustrielle Betriebe hatten die Normandie und Flandern bekannt und reich gemacht: Salis sah später in Abbeville einen Betrieb, der noch täglich gegen 400 Arbeiter beschäftigt.*

Das Kloster St. Ouen war einen Spaziergang wert, wo man ihm ein graduale oder Kirchenbuch zeigte, wofür ein Engländer 8000 Pfund/Gulden? geboten haben soll. Ein Kartäuserkloster interessierte ihn; ein Laienbruder führte und erläuterte freundlich: Die Einsamkeit und Stille ist in diesen Klöstern auffallend. Das Essen

*wird durch einen Balken (mundartlich: Fensterladen) in die Zellen geschoben. – Jeder Pater hat sein Gärtchen. – Mönche sind ein Dutzend. Hinter ihren Zellen sind jedesmal kleine Gässchen. Gärtnerie und Drechslen sind die Leibesübungen der Jünger des heiligen Pachomius (Gründer des ersten Klosters um 300 n. Chr.) Am Rand: *vide* (= siehe) Zimmermann (das Buch von der) Einsamkeit (das er im vorigen Semester gelesen). Der Mann war sehr gefällig und zeigte uns eine Windmühle, die eine Ziehbrunnen-Pumpe treibt, die das Kloster mit Wasser versieht.*

Mit Freunden spazierte Salis auch gern Seine-abwärts: *Die Gegend längs der Seine hinab: Ländliche Herden und frisch gemähte Wiesen, vielmastige segelnde Schiffe und rudernde Barken auf dem schönen Flusse und hinter den Hügeln die sinkende Sonne mannigfaltig aufleuchtend. Mit bewegter Seele genoss ich stiller Freuden und der Erinnerung (an) ähnliche Bilder und Gegenden.*

Am 28. September bereitete ich mich zu meiner Abreise (ins Semester) und kaufte verschiedene Dinge (zwei Hosenschnallen, Hut etc.). Fast alle Offiziers waren verreist, zueilend dem Schoss ihrer Familie. Mein Entschluss war gefasst, vorerst über Dieppe und Dünkirchen nach den Niederlanden zu gehen.

Es scheint, dass er seinen Aufenthalt in Rouen als einen glücklichen Abschnitt seines Lebens empfand: befriedigende militärische Aufgaben, gute Bekanntschaften, ein interessantes Theater, eine überschaubare, rege Stadt mit Beziehungen zur grossen Welt und nicht zuletzt liebliche Landschaftsbilder am Unterlauf der Seine. Am Tag vor der Abreise fasste er zusammen: *Mein Aufenthalt in Rouen war im ganzen angenehm. Mein Logis war geräumig und schön. Berufsgeschäfte hatten wir fast keine; die Unruhen, die das Königreich erschüttern, wirkten nichts auf uns, als uns in vorsichtiger, gespannter Wachsamkeit zu halten. Die umliegende Gegend ist voll abwechselnder Schönheit; der belebte Hafen mit vielen (bis 100) zwei- und dreimastigen Kauffahrtei-Schiffen von allerhand Nationen besetzt; die öffentlichen Spaziergänge auf der Börse und der sogenannte Cours Dauphin vor dem Tor Martinville und besonders der auf der langen merkwürdigen Schiffbrücke lebhaft und reizend. Die Luft heiter und rein. Meine Gesundheit war nicht unterbrochen, aber etwas untergraben von Nerven- und Brustschwäche, am meisten von Hipochondrie. Bekanntschaften machte ich verschiedene, unter denen der Marquis von Herbonville und der Maire der Stadt, Marquis de Radepont, am würdigsten nicht zu vergessen scheinen.*

Lassen wir seine Rouen-Zeit ausklingen mit seinen fast zu pathetischen Worten vom 22. August: *Rouens schöne, freundliche Gegenden, nie werde ich euch vergessen, bis mein Staub versammelt wird zu meinen Vätern.*

Etwa 80 Jahre später besuchte Theodor Fontane als Kriegskorrespondent im Gefolge der deutschen Heere Rouen und schrieb darüber mit ähnlicher Begeisterung, allerdings historisch und kunsthistorisch besser informiert:

«Halb Paris, halb Antwerpen, das ist es! Dazu aber, ihm seinen vollsten Zauber leihend, gesellt sich noch ein drittes Element, an England erinnernd, ohne doch in allem englisch zu sein: das Normannische. Die Eigenartigkeit dieser herrlichen Stadt tritt darin zu Tage und mahnt an die Jahrhunderte, wo der Schwerpunkt Englands mehr an der Mündung der Seine als an der Themse lag. Ich wartete, bis die Sonne flussabwärts die Hügellinie streifte. Neben mir in munterem Geplauder sassen junge Offiziere der Danziger Brigade, jener ruhmgekrönten Regimenter, und die Vermutung wenigstens mag ausgesprochen sein, dass sie angesichts der eben jetzt in Gold schimmernden «Seine inférieure», der in Wahrheit viel inferioreren Radaune (in Danzig) nicht gerade in besonderer Sehnsucht gedachten. (Aus den Tagen der Okkupation, 1871).

5. Gottes Weltmeer

Wie klein und armselig muss ihm neben Rouen der Umschlagsplatz Chur erschienen sein! Wie eng war es doch zuhause in den Bergen, wo man von Seewis aus die Gegend von Schiers sah oder von Malans die Nordseite des Calanda und den Churer Pizokel oder vom Haus der Schwester Katharina auf dem Sand nur gerade den bischöflichen Weinberg gegenüber! Aber die Seine, die gemächlich und breit Le Havre und dem Meer zuströmt und mit ihrem Schiffsverkehr das Festland mit dem Meer verbindet, erregte seine sehsüchtige Neugier auf die grosse Weite, den unermesslichen Ozean, der über Tausende von Meilen die weite, freie neue Welt ahnen liess.

Den Tagebucheintragungen von Dieppe bis Den Haag sind die folgenden Meer-Impressionen entnommen.

Am 29. September 1789 kam endlich der Tag meiner Reise, und in seiner Chaise, dem gewohnten leichten Reisewagen, ging's Dieppe zu. *Etwas einige Stunden vor Dieppe entdeckte ich links einen Arm des Meers, was so oft der Gegenstand meiner dringendsten Sehnsucht, meines herzlichsten Wunsches gewesen. Weiterhin sah ich dich, Gottes Weltmeer – unermesslich und weit wie der Himmel. Gewaltig wie Gottes Gerichte. – Auf blauer, schillernder? Fläche, die sich etwas unklar? in dem Horizont verlor, erhuben sich hier und da weisse hüpfende Wellen-Sträussen.*

Ich bestieg kurz nach meiner Ankunft die Anhöhe ob dem Schlosse: der unermessliche Ozean verlor sich vor meinen Blicken in grenzenlose Fernen. Laut brausten die schnaubenden Wogen am Fusse der senkrecht abgebrochenen weissen Kreideküste (Kalkstein) und warfen allgewaltigen Schaum, in weitem Kreise sich verbreitend, (drübergeschrieben: an die Stufen/ an das erhöhte) ans kiesige Gestade. Der Himmel war umwölkt, und das Ganze gab mir einen Eindruck von ernster Grösse, schreck-

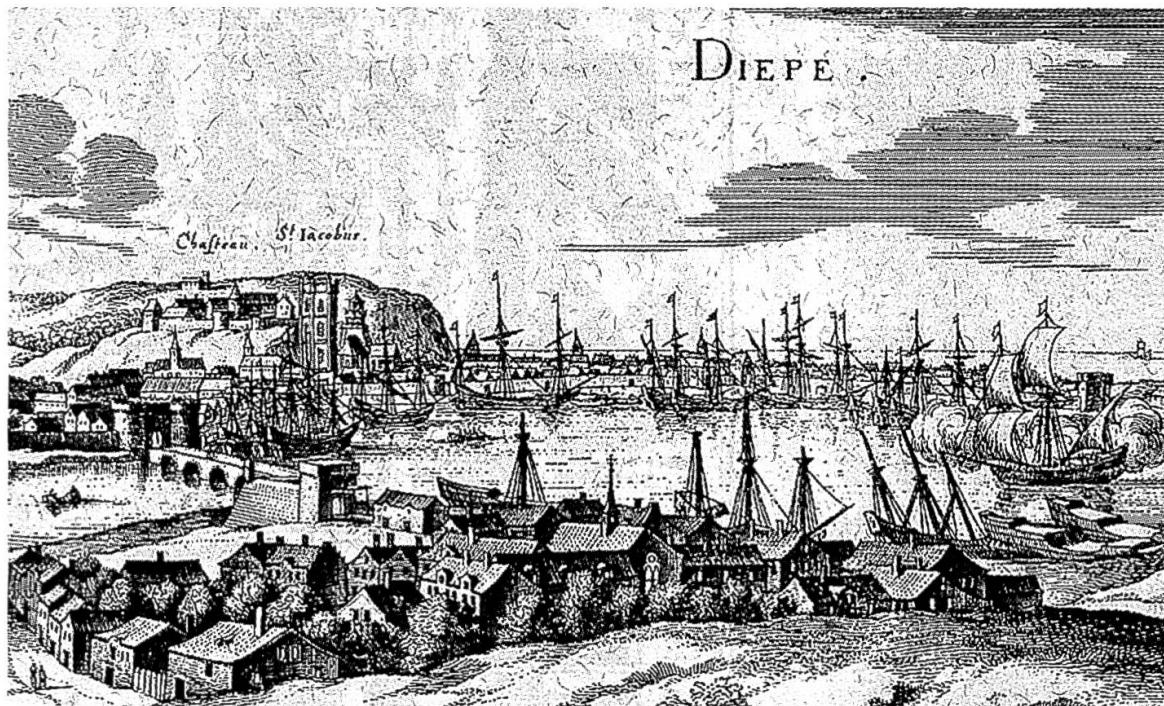


Abb. 4: Dieppe: Ansicht aus Caspar Merians «Topographia Galliae», Faksimile Band III, Basel/Kassel 1970, Blatt 46b.

Das Städtchen an der Mündung der Varenne am Fusse der Steilküste, ein schöner Hafen hinter dem langen Damm, die Werft in der Vorstadt, ein- und ausfahrende Schiffe. Hier der Einstieg von Johann Gaudenz von Salis-Seewis in sein unvergessliches Meer-Erlebnis. «Schau nur ein einziges Mal auf das Meer und die Wolken und die Möwe, spanne jeden Nerv an, um diesen Anblick festzuhalten (denn es ist vielleicht das erste und letzte Mal), auf dass du etwas zu erinnern hast» (Sören Kirkegaard 1850/51). Der Plan von Dieppe und vielleicht auch von Rouen von dem französischen Ingenieur Jacques Gomboust gezeichnet.

licher Macht, Gewalt und Unermesslichkeit. Bilder von Ossian umschwebten meine Seele. Ich spazierte nachher auf einen Damm, und die Wogen der steigenden Flut überwälzten sich brausend ans Gestade und drängten sich weiss schäumend und hochaufspritzend über die Kieselstufen, ergrimmt schlügen (sie) in den schützenden Damm, als wollten sie seine Quadern zersplittern, und rauschten schon zurück über die ?? Kiesel. Ich kam ferner bei der Warte vorbei und über die jettée (Mole) in den Hafen, der sich tief in die Stadt hinschlingt. Hier sah ich viel Schiffsvolk und beinahe soviel Schiffe als in Rouen. Alles schien mir unrein, und der Fischgestank war unausstehlich. – Noch ehe ich Dieppe verliess, eilte ich wieder ans Gestade des Meeres. Das Wetter war stürmisch. Ich staunte in die Wogen und dachte an den Sprung von Leucade (Klippe der griechischen Insel Leukas, von der nach der Sage sich unglücklich Liebende gestürzt haben sollen.). Eine Menge ?? krummbeschwingte Mewen und Meeresvögel kreisten und piepsten in der dunklen Luft. Die weissstäubenden Wogen warfen sich ungestüm an den haushohen Damm und überspritzten ihn in

weiten Bogen, seine Oberfläche war voll Wasser! Ich stieg an die Küste hinab und sah, wie mächtig und dumpf die Fülle aufgewiegelter Wogen das abhängige Gestad stürmte, hinandrang, dann? in brausenden Wellen-Wirbel sich entrollend sehr ?? verschlang – dass nur verschiedener Schaum, über die bedeckten Kiesel fallend?, zurückrieselte. Um 10? Uhr verreist. Die Gegend von Dieppe hat ausser dem Meere wenig Merkwürdiges.

1. Oktober Boulogne

In Boulogne geht alles nach Engellandes Sitte und Weise; auch ist die Stadt voll von dieser Nation. – Der Hafen war nicht stark mit Schiffen besetzt, hat wenig Wasser und wird sehr leicht aufgesandet. Die Küsten sind nicht von Felsen wie bei Dieppe, sondern von schwarzen Sandhügeln (Dünen) – Das Meer war weiss von sich jagenden Wogen und brauste dumpf und laut auf, fernher hörbar. Ich ging weit auf dem Sande hinaus, konnte aber, da die Flut eindrang, nicht recht beikommen. Man bemühte sich eben umsonst, ein auf dem Strand eingesandtes Schiff, Paketboot, bei steigender Flut loszuziehen und auszuheben. Der Mond schien ob der braunen Küste durch graue, zerzauste Sturmwolken, alles war düster.

Den 2. Oktober regnete und hagelte es so stark, dass ich nicht reisen konnte. Am Meer, dem sehr stürmischen, sah ich zwei Schiffe, die mühsam mit den Wellen kämpften. Als durch die Wolken, welche hinter uns waren, heitre Sonnenblitze fielen, entdeckte ich sehr deutlich die hohen, weissen Küsten von Engelland und das Schloss von Dover. Innige, tiefe Sehnsucht ergriff mich, zog im Geist mich hin, und ich grüsste das ferne (freie?) Land entzückt wie der Weltumsegler die lang entbehrten mütterlichen Ufer.

3. Oktober Calais

Es war gerade Ebbe. Viele dreimastige Schiffe segelten auf der Höhe von Calais. Das Ufer ist niedrig, und die vielgipflichen, niedren Sandhügel der Dünen verbergen das Land. ?? nicht viele Schiffe im Hafen, einige liefen gerade scharfgleitend ein.

Dünkirchen

Der Hafen enthielt, wie es mir schien, über hundert Schiffe, in dichter Vielfalt und langer Reihe: ein Forst von Masten und Tauwerk.

(Am) 4. Sonntag ging ich ans Meer. Das Wetter war besser. Auf meinem Pfad fand ich verschiedene Meerseltenheiten und sammelte vielfarbige Muscheln. In meinen Kinderjahren war es einer meiner Lieblingswünsche, am Meergestade eine Muschel aussuchen zu können, und wie reich, wie überfroh, wie genügsam? hätte ich mich damals bei dieser Fülle geglaubt, womit jede Flut das Gestade besät! Mit diesen Erinnerungen entschuldigte ich meine Beschäftigung. Indessen nahten viele der Schiffe (französisch: beaucoup de ...) mit windaufliegenden Segeln; viele wankten in fernen, grauen Wolken, versinkend dem Blicke. Die Schiffe hatten heute an einem

Feiertag ihren Schmuck, die Flaggen, aufgesteckt. Die 13 Sterne Amerikas in blauem Felde in einer Ecke statt des Englischen Kreuzes wallten gar schön im Winde.

5. Oktober Ostende

Der Hafen von Ostende ist neu und reinlich und der schönste, den ich gesehen. Er enthielt nicht so viele Schiffe als der von Dünkirchen. – Ich ging über einen langen, kostbaren Steindamm bis längs dem Meere. Weit und hehr öffnete sich im Halbzirkel die Aussicht in den freien Ozean; am Fuss des ablehnenden Dammes bestürmen die so überwälzenden Wogen, nur ausgespeiten, siedenden? Schaum zurücklassend. Sechs doppelte Pfahlreihen erstrecken sich vom Ufer hinaus. Der Leuchtturm in der Gestalt einer dorischen Säule ist unter der Regierung der Kaiserin M. Theresia erbaut. Auf seiner Spitze ruht eine grosse, wiederstrahlende Laternen-Leuchte, die nächtliche Deuterin des Hafens. Es lagen hier Ostindienfahrer an Bord, meist Engelländer. – Hier sieht man Völker von allerlei Nationen, deren Namensregister so lang würde als das der griechischen Scharen von Troya im dritten Buch der Iliade.

22. Oktober Den Haag, vor der Krankheit

Ich ging abends die stundenlange gerade Allee ans Meer. Die Sonne war schon untergegangen, und alle Farben des Prismas glühten düster im Dunstkreis, der den Horizont umzog. Meine Augen-Schmerzen dauerten immer und machten mich untüchtig zum Bemerken und Aufzeichnen.

8. Januar 1790 Scheveningen, nach der Genesung

Nach dem Essen ging ich schnell nach Scheveningen, um die Sonne untergehen zu sehen. Das Meer schwoll, und die steigende Flut wälzte sich dumpfbrausend über das Sand-Gestade. Die Scheibe der Sonne glühte gross und strahlenlos durch die leichten Nebel im ?? Luftkreise. Ihr Glutglanz fiel auf die Flächen stilles Wassers am Riff – aber die bewegten Wellen erglänzten nur schwach vergoldet. Graue Nebel erfüllten die Nordseite. Noch nie sah ich die Sonne in ihrer Glorie untergehen. Auf dem Rückwege verirrte ich mich freiwillig in den Dünen-Hügeln und erhitzte mich durch allzu rasches Gehen.

14. Januar Den Haag

Bei der schönen und viel zu milden Witterung, wo die Bäume in einigen Gärten schon Blüten treiben sollen, machte ich einen Lustgang ans Meer. Sanft wallend lag vor mir sein bläulicher Halbzirkel. Die Sonne ging wieder hinter Wolken unter, doch sie vergoldete zuerst ihren Rand und purperte ihren Zwischen-Raum so herrlich, dass ich nicht genug bewundern konnte. Der Abendstern ging gleich nach Sonnen-Untergang auf. Die östlichen Nebel schienen nach gesunkenner Sonne grünlich-grau und mit rotem Dampfe umrändert.

Das einzigartige Erlebnis dieser Semester-Reise war unzweifelhaft das Meer, nicht die Landschaften, durch die Salis fuhr, nicht die wohlhabenden Städte, in denen er Halt machte, und auch nicht der Besuch in Weimar. So oft es die Reise zuliess, stellte er sich dem gewaltigen Eindruck und suchte ihn von Dieppe bis Den Haag mit immer neuen Worten festzuhalten. Er spürte, dass seine poetische Begabung dem Kleinen und Heimischen zugewandt war, aber das Meer und was er dabei empfand, war für ihn in einem Gedicht kaum zu fassen. Deshalb kamen dem bibelkundigen Protestant schon in Boulogne Bibeltexte zu Hilfe, in denen er das Überwältigende, das Ungeheure schon gestaltet fand. *Grosse Bilder des Psalmisten und Hiobs schienen mir der würdigste Erguss der Empfindungen beim Anblick des Meeres.* Aus den zwei Seiten, die er, offenbar aus dem Gedächtnis, notierte, seien ein paar Stellen wiedergegeben:

Herr, wie sind Deine Werke so gross und viel: das Meer, das so gross und weit ist, auf dem Schiffe schwimmen, Wallfische, die Du gemacht hast, um darin zu scherzen! Mit Wogen deckst Du das Erdreich wie mit einem Kleide, aber vor Deinem Schelten fliehen sie dahin. Du hast eine Grenze gesetzt, darüber kommen sie nicht! (nach Psalm 104). *Wie klein ist der Mensch unter den grossen Werken der Natur, dastehend in seiner ohnmächtigen ?? Hülle, am weiten Meer, wie verloren im Unermesslichen.* (Text von Salis?) *Aus den rauschenden Wogen schallt ihm die Stimme des Herrn: Hast du einen Arm wie Gott und kannst du mit gleicher Stimme donnern, wie er tut? Bist du in den Grund des Meeres trocken oder hast du in Fusstopfen der Tiefen gewandelt?* (nach Hiob Kap. 38). *Die Wasserwogen im Meer sind gross und brausen gräulich, der Herr aber ist grösser in der Höhe. Die mit Schiffen auf dem Wasserfahren, die sollen dem Herrn danken um seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut* (nach Psalm 107).

Aus seinen Bemühungen, den Eindruck von Gottes Weltmeer sprachlich zu bewältigen, und aus den Bibelzitaten wird deutlich, dass diese neuen Erlebnisse religiös begründet waren, was uns Heutigen längst fremd geworden ist, wo doch z. B. eine Weltumsegelung ein sportliches Ereignis ist und gewiss kein Anlass zu demütiger Ergriffenheit.

Von Rouen aus besuchte Salis vom 14. – 18. Juli 1791 mit seinem Bruder Gubert, der in Paris Dienst leistete, die Mündung der Seine und Le Havre. *Links floss die zwei Stunden breite Seine breit und majestatisch wie ein ruhiger Silber-Teppich; blau und verwischt erschienen die jenseitigen hügeligen Ufer der Nieder-Normandie von Quillebeuf an. – Wir gingen nachmittags auf den Hafen und auf die jetée, um das Meer zu sehen, welches mein Bruder noch nie gesehen hatte. Alsdann bestiegen wir den Hügel, auf welchem die prächtigen Leuchttürme errichtet sind. – Wir sahen von dem Leuchtturm die Sonnen-Scheibe in das unermessliche Meer langsam versinken.*

Noch einmal genoss er im Mai 1792 die besondere Atmosphäre der Hafenstadt Le Havre, wo drei Kompanien seines Regiments standen:

Die ersten Tage hatte ich meine Freude, das Meer und die an Naturschönheit reiche Gegend von Havre zu betrachten und zu durchwandeln. Bei wenigen Seestädten findet man die Natur so schön, das Grün so lebhaft, die Gebüsche so mannigfaltig und romantisch, die Anhöhen so weitsichtig als bei Havre. – Der Dienst war langweilig, er lernte keine neuen Menschen kennen, von Lektüre ist im Tagebuch nicht die Rede: *Ich trieb mein Wesen im Freien.* Immerhin erhielt er zwei Briefe von seiner Braut Sina. Hier erst gelang es ihm, sein Meer-Erlebnis in ein Gedicht zu fassen, dem er nach seiner damaligen Stimmung den Titel «Monodie» gab, was etwa Solorgesang oder (nach Schumann) Lied eines einsamen Wanderers heisst. In den Eingangsstrophen flossen die Eindrücke zusammen, die ihm seit der Reise vom Herbst 1789 zuteil geworden, was er an Meerlandschaft erlebt hatte. Damit gewann er auch den grossen Standort, von dem aus er das *liebevollste und geliebteste Mädchen*, seine Braut Sina Pestalozzi, die nun im Kummer um ihre Trennung ein schwarzes Band im Haar trug, im Abendlicht der heimatlichen Berge phantasieren konnte. Angetönt sind sogar seine schweren Gedanken auf der Steilküste von Dieppe, die ihm den Liebestod-Felsen von Leukas gefährlich nahe gebracht hatten.

Im falben Schein des Westens wanken Schiffe
Zur fernen Höh', ihr Segel rund geschwellt;
Der Brandung Wog' am weiten Kieselriffe
Verrieselt und zerschellt.

Die golddurchflossnen Wolkenlagen blassten:
Den Ozean bepurprt Zitterglut;
Dem Schoss der Fern' entragen kaum die Masten
Und tauchen in die Flut.

Zur Hütte kehrt mit Sensen dort und Harken
Der frohe Landmann, der sein Feld gemäht,
Die Reede ruht, von braunen Fischerbarken
Und Nachen übersät.

Die Dämmerung betuscht die Waldgestade
Mit zartem Grau; die scheue Mewe pfeift
Am Kreidenfels der kluftigen Leukade,
Wo Sehnsucht einsam schweift.

Des Hafens Markt verstummt; der Bootsmann läutet
Zum Nachtgebet; des Leuchtturms Lampe blinkt.
Doch fern hinweg zum Morgenhimml deutet
Die Muse mir und winkt.

–

Fleug hin, mein Geist, wo zu der Alpen Zinken
Die Goldbeleuchtung steigend sich entzieht,
Wo feucht und kühl des Tobels Schatten sinken
Und hallt der Amsel Lied.

Dort wandelt Sie, umwölbt von Lärchbaumsprossen,
Staunt vorgelehnt am bräunlich klaren Teich;
Sein Spiegel glüht, mit Gletscherlicht begossen;
Ihr Antlitz nur ist bleich.

Des Gürtels Schleif' erheben laue Winde,
Und flüsternd wallt das schwarze Seidenband,
Das seit der Trennung, statt der Rosenbinde,
Sie um die Locken wand.

aus Monodie am Meer bei Havre de Grace,
im Mai 1792, ohne Strophe 6 und Fortsetzung

Es ist leichter, das als Gottes Werk ehrfürchtig zu bewundern, was uns, wie das Meer, neu und ungewohnt, ja erschreckend in seiner Fremdheit entgegentritt, als was zu unserm Alltag gehört, das Nahe, Gewohnte, freundlich Bekannte. Solches hatte, wie es scheint, Johann Gaudenz von Salis im Sommer-Semester 1793 das Glück zu erfahren, nämlich heimatliche Berglandschaft als das Große, Bewunderungswürdige zu erleben. Vom 5. auf den 6. August bestieg er mit Pfarrer Pol und dem Juristen Jakob Ulrich Sprecher¹⁸ und zwei andern Männern mit einem Führer den Schesaplana. Soweit es ihnen der Atem beim Aufstieg erlaubte, werden die drei Herren interessante Gespräche geführt haben über Alpenblumen, Geographie und Wirtschaft des Tales, über die politische Lage Bündens in einer sich ändernden Welt und über die Entwicklung im revolutionären Frankreich. Die Besteigung des Schesaplana erfolgte vermutlich in einer Föhnphase, denn die Aussicht vom Gipfel war überwältigend und stand dem Eindruck des Meeres nicht nach, obwohl sie doch nur Bekanntes betraf. Er notierte im Tagebuch: *Durch keine Sprache, kein Bild kann diese herrliche, ungeheure, unermessliche Aussicht beschrieben werden: gegen Osten die Montafuner und Tiroler Gebirge, gegen Mittag den Beverin, gegen Westen den Tödi; der Boden-See lag vor uns wie auf einer Karte ausgedehnt. Die Städte und Flecken an seinen Ufern entdeckten wir deutlich mit blossen Augen, auch glaubten wir Hohentwiel zu entdecken, und Schwaben hinauf verlor sich bis hin nach der Gegend von Ulm.* Sie stiegen ab zum Lüner-See, wo sich Pfarrer Pol verabschiedete, um weiter nach St. Antonien zu wandern.

¹⁸ Luzius Pol (1754–1828), Pfarrer, Botaniker, Bemühungen um Verbesserung der Landwirtschaft und Landgewinnung an der Landquart. Jakob Ulrich Sprecher (1765 – 1841), Jurist, Verhandlungen mit Napoleon über Rückgabe des Veltlins, Befürworter des Anchlusses von Restbünden an die Helvetische Republik.

6. Die Reise, Kunst und Krise

Vor seiner Abreise von Rouen hatte Johann Gaudenz von Salis kurz und knapp seine Gesundheit erwähnt: *Meine Gesundheit war nicht unterbrochen, aber etwas untergraben von Nerven- und Brustschwäche, am meisten von Hypochondrie.* Im Lager bei St. Omer hatte er sich erstaunlich wohlgefühlt, aber in Rouen befiehl ihn wieder hie und da die merkwürdigen Brustbeschwerden, die er gerne als «Hypochondrie» abtat. Ein Hypochonder bezeichnet, um mit Molière zu reden, «un malade imaginaire», einen eingebildeten Kranken. Salis spielte solche Anfälle von Krankheit auch als «Grillen» herunter nach dem Sprachgebrauch der Zeit. Aber seine Grillen waren keine wunderlichen, trüben Einbildungungen (Sprachbrockhaus). Eher passten dazu seine eigenen Ausdrücke «Trübsinn» und «Schwermut», und vielleicht war es eine von der Mutter geerbte besondere Empfindsamkeit, die ihn hinderte, das Schwere, Düstere, Widrige, das ihm überall im Leben begegnete, leicht zu nehmen, wie das weniger Zartbesaiteten gelingt. Auf das Schwere, Bedrückende, die Kehrseite des Lebens stark zu reagieren, das war die Ursache seiner Hypochondrie, seines Trübsinns, seiner Schwermut, die in Klang und Wort in seinen Gedichten erscheint als «Wehmut» und immer wieder der «Ermunterung» bedurfte. Erlösung davon erhoffte er sich in dem verklärten ländlichen Glück, in einer phantasierten «Einsiedelei» oder «Entzogenheit» (Gedichttitel) und fand er immer wieder in der Musik: bei einem zufälligen Orgelkonzert, einem Klavierlied, in den so gern besuchten Opern (leider keine von Mozart) mit ihren einleitenden Sinfonien und Interludien. So bittet er im «Gesang an die Harmonie» die Musik:

Hefte auf die lichtern Stellen
Unsrer Bahn der Schwermut Blick,
Trag' den Geist auf Wohllautswellen
In ein Friedensland zurück:
Solch ein Leben zu erhellen
Braucht man Täuschung und Musik!
Wo der Sturm des Zeitenganges
Meist der Bessern Plan zerreisst,
Träufl' im Balsam des Gesanges
Hoffnung in der Edlen Geist!

Dem kein Erdentrost geblieben,
Seiner stummen Schwermut treu,
Lehr' ihn weinen, lehr' ihn lieben,
Und sein Leben blüht ihm neu!

5. Strophe und Schluss der 7.

Wie weit ihm der anerzogene Pietismus oder der Schweizer Calvinismus in seinen trüben Stunden helfen konnte, ist ungewiss. Eine Seite aus dem Reisetagebuch gibt uns etwas Auskunft (Gent, 9. Oktober):

Der Abend hellte den Grund des Gemäldes mit duftigem, rotem Glanz, ausgestrahlt von der hinter Dunstgewölken untergehenden Sonne. Ihr Wiederglanz fiel als mattes, purpurnes Schlaglicht auf die nassen Gefilde, und die mit Wasserlinsen bedeckten Gräben leuchteten rosig und meergrün.

Mein Herz erhub sich in inniger Andacht zum lieben Vater, der diesen Abenddämmer und diese Erde grünen liess. Mein Geist schwung sich aus dem zwecklosen Zirkel des menschlichen Wissens zum ewigen Mittelpunkt der Ursachen des Segens. Ich flehte um die Liebe und Erkenntnis (gestrichen: Gottes). – Wer seine Ungenügsamkeit (heute: Ungenügen), Schwäche und Folgelosigkeit in Vorsätzen und Ausübung erkennt, sehnt sich nach einem festen Grunde des Glaubens, einem Anker im Schiffbruch des Lebens, in dem nächtlichen Dunkel des Todes. – Unter diesen Gedanken kehrte ich heim. Der Gasthof à l'Hôtel royal war gar nicht wohlfeil.

Diese schöne und erstaunlich offene Text macht deutlich, dass religiöses Empfinden von Salis an sein Naturerlebnis gebunden war, sei es am Meer oder in den Bergen oder, wie hier, beim überwältigenden Schauspiel des Sonnenuntergangs bei Gent. Erschütternd zu lesen ist seine Unsicherheit im Leben wie im Glauben und das Gefühl des Ausgeliefertseins. Nicht deutlich ausgedrückt ist seine sonst gelegentlich ausgesprochene Ergebung in Gottes Willen. Am schönsten ist ihm dies gelungen in dem einfachen Lied «Ergebung», wo er sich von den beiden «Töchtern der Erfahrung», der Melancholie, also seiner Schwermut, und ihrer Schwester, der Ergebenheit, geführt weiss und erkennt, dass beides Grundkräfte seines Lebens sind. Ergebung ist übrigens auch ein Leitwort Lessings, das er in den Mund von Nathans Ziehtochter Recha legte:

Tröstender (als Glaubenssätze) ist mir die Lehre (Nathans),
dass Ergebenheit In Gott von unserm Wählen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.

Nathan der Weise III,1

Besonders krass und ernüchternd wirkt die Zeile von Salis über seine Rückkehr aus dem Augenglück und der schmerzlichen Grübelei in den Alltag des Reisenden.

Aber immer wieder erholte er sich auf einsamen Spaziergängen in der Natur: an lieblichen Ausblicken wie in Englische Gärten, in wohlgeflegte, fruchtbare Landstriche und nun also, solange es seine Reiseroute erlaubte, am immer neuen, wechselnden Anblick des Meeres (im 5. Teil zusammengetragen), was ihn seine Ratlosigkeit immer wieder vergessen liess.

Der vordergründige Auslöser von Missstimmungen war gewiss seine Enttäuschung über den jetzigen Gang der französischen Revolution und die dringende Aufforderung der Vaters, auf Sina Pestalozzi und den Wunsch nach Familie und Heim zu verzichten. Aber nun redete er sich ein, dass er sich als *Weltbürger* überall umsehen und wohlfühlen könne, und *Gottes unermessenes Weltmeer* und die Weltstädte der Niederlande schlügen ihn schnell in ihren Bann, obwohl er die Heimreise nicht aus Abenteuerlust mit diesem Umweg hinausschieben wollte.

Nachdem er nochmals ein Porträt mit der Physiographico-Maschine hatte machen lassen – für wen anders als für Ursina Pestalozzi –, fuhr er mit seiner aus der Pariser Revolution geretteten Chaise Richtung DIEPPE. Er kam an grossen Bleichen der Tuchfabriken und vielen schönen Fachwerkhäusern vorbei, bemerkte, wie ein Mann mehrere Eggen, von verschiedenen Pferden gezogen, aufs Mal durch ein breites Feld führte. Er lud den Mantelsack eines englischen Reiters auf bis DIEPPE, wo der Reisegefährte das Paketboot nach England nahm; die *Nähe von Engelland weckte mein Verlangen nach dieser grossen Insel*. Übernachtung im Hotel d'Espérance. Am nächsten Tag erreichte er ABBEVILLE mit der grossen Tuchfabrik, die Umgebung *eine traurige, öde Ackergegend und Sumpfland*. BOULOGNE schien ihm schon ganz englisch, mit niedrigen Ziegelhäusern und breiten Strassen, keine Kreideküsten mehr sondern *schwarze Sandhügel* (Dünen), Hotel d'Angleterre. Wegen Regen, Hagel und Sturm Weiterreise erst am Nachmittag des 2. Oktobers, in vier Stunden bis CALAIS, noch ein Hotel d'Angleterre. Auch diesmal kein Wort von den «Bürgern von Calais».

Hinter Calais *elende und kümmerliche Gegend bis GRAVELINES, Sandwüste, Sumpfland, strohbedeckte Leim-Hütten wie unsere schlechtesten Alphütten, serbende, ausgemergelte Kühe, fieberblasse Kinder, die Garnison ein Fieberlazarett und Schreckbild* (Vergleiche mit einigen Dörfern im Veltlin drängten sich ihm auf). Er erfuhr von einer Wirtin, dass sie hier verstorbene Bündner Offiziere gepflegt habe, Oberstlt. Travers und Lt. Hemmi aus Chur. DÜNKIRCHEN gefiel ihm: *schön und regulär gebaut, die Strassen hell, schön, breit, ähnlich denen von Mannheim. In vorragenden Erkern liegen die Waren, meist englische, ausgestellt zur Schau*. Er besuchte die Marinewerft und die Magazine dazu.

Weil von hier bis Antwerpen die Reise auf Kanälen mit dem Schiff ging, musste er seinen Reisewagen bei einem Kaufmann einstellen: *Ich liess also diesen treuen Genossen meiner Reisen seit mehr als sechs Jahren zurück und hatte der lieben Vernunft nötig* (franz.: avoir besoin de ...), *um nicht den traurigen Verlust eines leblosen Gefährten zu bedauern*. Nun reiste er also mit einem Ziehschiff und erreichte in drei Stunden die französisch-kaiserliche Grenze. *Die bequeme Art, mit seinem Zimmer zu reisen, fortzurücken, ohne es zu bemerken, gefiel mir*. Bei Furnes (heute Veurne), dem nächsten grösseren Ort, wechselte er das Boot, *diesmal viel zierlicher ausmöbliert*, und weil später die Barke nach Brügge weiterfuhr, erreichte er mit der

Diligence in einer Stunde OSTENDE; schon von weitem sah er *dessen rote Ziegel-dächer, Mastbäume und Windmühlen*. Ostende war zum Teil neu gebaut, die Strassen breit und gerade, an einigen Orten sind sie längs den Häusern mit Platten-Steinen niedlich für die Fussgänger belegt. Keine Kellerwohnungen wie in Flandern, wo man oft aus diesen unterirdischen Höhlen... eine geputzt Schöne heraufsteigen sieht. Schöner Hafen, nicht so gross wie der von Rouen; englische Ostindienfahrer interessieren ihn und die merkwürdigen Kleidungen der Matrosen. Die Gegend von Ostende ist voll ?? Graben und flach, ausser sandigen, mageren Weiden auf einer Seite, weithin von der vielgipfligen Kette der Dünen begrenzt. Die schilfbesäumten Kanäle ziehen sich vertieft, aber schnurgerade durch das wassergleich flache Blach-land. Die hölzernen Brücken, die über diese Kanäle geworfen sind, drehen sich auf ihrer Angel und öffnen die Durchfahrt. Schwarze, oft weissgefleckte Kühe weideten am Bord (mundartlich Port = Abhang) der Kanäle. Während der Belagerung der Stadt durch die Spanier 1601 – 1604, erfuhr er, verloren die Belagerer 80'000 Mann. Im Café de Suisse, dessen Besitzer ein Bündner aus Donat im Schams. Wenige Völker breiten sich durch ganz Europa mit so kundiger Bewerbsamkeit aus. Pflegte die Landesregierung die Emsigkeit der Leute und erlaubte es die Lage des Landes, so würden gewiss Künste und Handlung mit Geschicke betrieben und das Land selbst bereichert werden, da (= während statt dessen) bei den jetzigen Umständen unsere Leute sich in alle fremden Städte verbreiten und ihre heimische Sitten und Vaterlands-liebe um fremdes Geld vertauschen.

Am 6. Oktober fuhr Salis mit einem Sloop (einmastiges Küstenschiff; auch den Begriff Treckschuit, d. h. Treidelschiff mit Pferden, lernte er) BRÜGGE zu. Er traf auf dem Schiff einen *englisch gekleideten und englisch sprechenden jungen Mann, den Sohn des edlen Menschenfreunds Iselin aus Basel, der nun schon drei Jahre in England gewesen*. Das grosse Treidelschiff, das ihn anderntags nach Gent brachte, war *weiträumig und prächtig. Das vordere Zimmer* (für Passagiere von Stand) *mit rotem Plüscher ausgestopft, Kabinette, Küche, Schränke, hinten ein gewöhnliches Zimmer*. – Wir hatten Journale, englische, eine kleine Bibliothek, in der er die Stollbergische Iliade fand.

In sieben Stunden erreichten sie GENT. Mit einem englischen Offizier und Iselin erkundete er Gent. In der Kirche der Benediktiner-Abtei bewunderte er ein *Nacht-mahl von einem Italiener* (Name unbekannt) und in der Hauptkirche St. Bavon Altargemälde der Brüder van Eik (*Anbetung des Lammes*) und Gerhard Honthorst (*St. Sebastian*), ein rührend einfaches Stück, ohngeachtet seiner Fehler. Hier in Gent erst stiess er auf die Werke der grossen niederländischen Malerei-Epoche, vom Samt-Breughel bis Rembrandt und zu den vielen Landschafts- und Genre-Malern. Ihre Hochblüte war zwar schon vorbei (etwa 1550 – 1700), aber besonders die Kleinmeister waren in Sammlungen und Kunsthändlungen allgegenwärtig, und so betrat Salis hier für sich Neuland. Auf einem Spaziergang auf die Weiden vor der

Stadt, gegen Antwerpen, genoss ich viel sanfter Wonne. Die Stadt lag malerisch lang ausgedehnt vor meinen Blicken (am Rand: so sah ich sie schon als Kind im Bothmar in Kupfer gestochen): Rechts die Windmühlen, links die Zitadelle und die breiten Stadttürme, grasende Kühe auf der von Schilfgraben durchschnittenen Ried-Wiese.

Durch die Dörfer Lokeren und St. Nikolas in einer zweirädrigen Postkutsche nach Antwerpen. St. Nikolas mit dem grossen Marktplatz, hörte er, mache gute Geschäfte mit dem *Schleichhandel* (Schmuggel), *ihre Buden voll Waren des Luxus, z. B. Juwelierer.*

Und nun ANTWERPEN, damals und bis in die neueste Zeit nur auf der rechten Scheldeseite und auf der linken Seite *die noch bestehenden Boll-Werke vom Tête des Flandres* (der östlichen Scheldeschleife). Da es anders als in Rouen, keine Brücke über die Schelde gab, erreichte Salis mit dem Fährschiff bei einbrechender Dunkelheit Antwerpen.

Was konnte Antwerpen dem Besucher damals bieten? Das Provinztheater gab die längst bekannten Pariser Stücke, der Hafen hatte nur lokale Bedeutung *wegen des Krämer-Neids zwischen den Nationen*; zwar die Schelde gehorchte der Meeresflut und Ebbe, aber das offene Meer war weit; den Turm der Kathedrale konnte man schon von weitem sehen, *ähnlich in der Form dem alten Strassburger Münster*. Aber Antwerpen war schon etwa 100 Jahre lang eine der Hauptstädte der Malerei in Nordeuropa gewesen, und so nahm sich Salis denn Kunsthändlungen und Galerien vor, um niederländische Malerei an Ort und Stelle kennenzulernen.

Im Hotel notierte er in Gent, Antwerpen, Den Haag und Kassel die Namen der Maler (vielleicht nur jener, die ihn interessiert hatten), gelegentlich die dargestellten Sujets und eher selten seine Eindrücke. Hier folgen in chronologischer Folge die Maler, die er in seinem Tagebuch festhielt:

JAN VAN EYK, Maastrich 1390 – Brügge 1441, Begründer der niederländischen realistischen Tafelmalerei. In Gent: *Altargemälde der Brüder van Eik, Anbetung des Lammes.*

CORNELIS VAN POELNBURG, Utrecht 1586 oder 1595 – 1667, kleinformatige Landschaftsbilder.

JAN BREUGHEL, Brüssel 1568 – Antwerpen 1625, Bruder von Pieter Breughel, lange in Italien, Freund des jungen Rubens, Blumen und kleine Landschaften, *Le velouté* (genannt Samt-Breughel) im niederländischen Gesellschaftsstil.

GERARD VAN HONTHORST, Utrecht 1590 – 1656, wichtigster Utrechter Caravagist, 10 Jahre in Rom. In Gent: *St. Sebastian von Pfeilen durchschossen, ein rührendes, einfaches Stück ohngeachtet seiner Fehler.*

DAVID TENIERS, Vater oder Sohn. Vater Antwerpen 1582 – 1649, Kunsthändler, Historien- und Genremaler.

Sohn Antwerpen 1610 – Brüssel 1690, bedeutender Genremaler, Gründer der Kunstakademie in Antwerpen; Schützenfeste, Wachstuben, Hochzeiten. Antwerpen: *Eine Most-Lese (vendange de cidre)*.

PETER PAUL RUBENS, Siegen in Westfalen 1577 – Antwerpen 1640, der grosse Maler des niederländischen Barock; Italien, England; Diplomat, grosse Werkstatt mit Stecherequipe, Aufträge aus ganz Europa. Antwerpen: *ein grosses Gemälde von Rubens: die Schlüssel-Übergabe. In der Kathedralkirche... sah ich die herrliche Kreuzabnehmung von Rubens. Dieses Gemälde gehört der Schützenzunft und ward ihr von Rubens als ihrem Mitbürger verehrt, weil sie ihm ihren Saal zur Werkstatt überlassen hatten. Welche Meister-Kunst, welche Ordnung in diesem grossen Gemälde, dessen Ruhm allgemein ist! Zu sinnlich, wie es mir scheint und oft unedel. Fühlte sich Rubens unfähig zu dichterischer Schöpfung? und setzte daher auch auf die Altarladen dieses Gemäldes sich selbst und seine Weiber. Es war mir widrig, überall die Porträts (auch die der Stifter auf andern Gemälden?) zu finden und sich aus dem Traum der Ideale in die flämische Gesellschaften* (gestrichen: Menschenwelt) zurückgezogen zu fühlen.

JAN JOSEPHSZ VAN GOYEN, Leiden 1596 – Den Haag 1656, Landschaften mit viel Staffage, Flusslandschaften.

In einer andern Gemälde-Sammlung bei Mr. van Lynkeren fand ich besonders viele Landschaften von Berghem, Poelenburg und van Goyen, in welche man sich, um ihre Schönheit zu empfinden, durch Hilfe Fantasie/Einbildungskraft und langer Beschauung versetzen und trachten muss (bei einem historischen Stück hingegen ist oft der schnelle erste Eindruck richtig und genügsam).

REMBRANDT, Leiden 1606 – Amsterdam 1669, grösster Meister der holländischen Malerei; viele Gemälde, Radierungen, Zeichnungen erhalten. Gent: verschiedene, Kassel: die Kreuzabnehmung von Rembrandt (heute München).

GERARD DOU, Leiden 1613 – 1675, Lehre bei Rembrandt, kleinformatige Genrebilder mit stiller Häuslichkeit, Franz Mieris sein Schüler, Wirkung seiner Malweise bis ins 18. Jahrhundert.

BRÜDER ADRIAN UND ISAAK VAN OSTADE, Adrian, Harlem 1610 – 1685, Isaak, Harlem 1621 – 1649, Bauernszenen, *einige Stücke*.

PHILIPS WOUVERMANN, Harlem 1619 – 1688, Schlachtenmaler, Markenzeichen: der Schimmel. Antwerpen: *Ein Schlachtstück von Wouvermann, brennende Dörfer und ein blutiges Scharmütsel* (daraufgeschrieben: *Treffen*), wird sehr geschätzt und soll 300 Guineen gekostet haben.

NICOLAES PETERSZ BERCHEM oder BERGHEM, Harlem 1620 – Amsterdam 1683, italienische Landschaften, Pastorale.

PAULUS POTTER, Enkhuizen 1625 – Amsterdam 1654, der niederländische Tierbildmaler (berühmt: Der junge Stier). Den Haag: *ein Viehstück*, Kassel: *Eine Rinderherde mit einer pissenden Kuh*.

JAN HACKAERT, Amsterdam 1628 – um 1700, einige Zeit in der Schweiz und in Italien, Sommer 1685 in Graubünden (Viamala), Landschaften. Antwerpen: *Eine Landschaft von Hackaert mit Seen und Bergen – wie in der Schweiz – ganz herrlich, nur der Vordergrund ohne Bäume öde.*

FRANZ MIERIS oder Sohn Willem Mieris oder Enkel Franz. Vater Franz Leiden 1635 – 1681, Historien- und Genremaler, Lehre bei Dou; Willem, Leiden 1626 – 1747, Interieurs, Markt, Musizierende; Franz, Leiden 1689 – 1763, Porträtiest, Geschichtsschreiber.

JAN VAN DER HEYDEN/HEYDE, Gorinchen an der Waal 1637 – Amsterdam 1712, Vedutenmaler (der Canaletto der Niederlande). Antwerpen: *Die Dorfstücke des van der Haide sind bewunderungswürdig durch ihre Treue und genauen Fleiss in Austüpfelung jedes Gegenstandes.*

Salis hörte zu dieser genauen Kunst eine Anekdote: Ein Meister wollte seinem Schüler seine Tochter nicht zur Frau geben; in Abwesenheit des Meisters habe der Schüler einem nackten Gefallenen eine Fliege auf den Steiss gemalt, und als der heimgekehrte Meister die Fliege von seinem Bild habe verscheuchen wollen, durfte der Junge seine Tochter heiraten.

ADRIAN VAN DER WERFF, Rotterdam 1659 – 1722, Hauptmeister der akademischen Feinmalerei, kleinformatige Bilder biblischer, mythologischer und idyllischer Szenen. Hofmaler des Kurfürsten von der Pfalz, geadelt, 20 Bilder von Friedrich dem Grossen gekauft. Den Haag: *voll Geists, gefiel mir vorzüglich.*

CHRISTIAN WILHELM DIETRICH, Weimar 1712 – Dresden 1774, in Holland 1734 – 35, sächsischer Hofmaler, deutscher Maler des Rokoko. Antwerpen: *bewunderte 4 Stücke von Dietrich: die Hirten zu Bethlehem, wie sie vor dem neugeborenen Christuskind niederfallen und anbeten. Eine himmlische Verklärung fällt auf dieses Stück, und die Hirten sind voll Ausrucksfreude, Entsetzen und Neugierde... Ein kleines Seitenstück stellt die Flucht im Egiptischen vor. Die Beleuchtung ist kunstvoll. Joseph geht mit einer Fackel voran und ??(beleuchtet?) den Pfad.* – (Bei der Anbetung der Hirten:) *Ein Hirtenknabe freut sich, wie es scheint, aber nur aus Neugierde oder Lust an einem neugebornen Kinde, ohne andre Absichten zu finden.* – *Bei den Hirten auf dem Felde erschrickt das Weib, verbirgt der Knabe sein Antlitz vor dem plötzlichen Glanze; nur die Männer wagen es, niederzufallen und aufzublicken zu dem Boten Gottes. Die Herde macht einen sichtbaren Kontrast in ihrer unwissenden Harmlosigkeit.*

JAN VAN OS, Den Haag 1744 – 1808; Sohn Pieter Gerhardus van Os, Schüler des Vaters, Den Haag 1766 – 1839, beide spätbarocke Stilllebenmaler. Den Haag: *Frucht- und Blumenstücke von einem noch lebenden Maler van Brüssel(nicht identifizierbar) und von einem hiesigen gestorbenen van Os gefallen mir durch ihre grosse Wahrheit und Genauigkeit. Die Tautropfen ?? waren sichtbar auf den Kohlblättern des ersten. Die Prinzessin von Oranien stickte einige davon recht künstlich nach.*

Was Salis von Gent bis Den Haag und später in Kassel zu sehen bekam, musste ihn zunächst befremden, denn in der Sammlung der französischen Könige in Paris befanden sich vorwiegend Werke italienischer Meister und nur wenige Niederländer, von Rembrandt z.B. zwei Selbstbildnisse und das berühmte, erst 1777 erworbene «Die Jünger von Emaus», und natürlich vieles aus der französischen galanten Epoche, etwa von Boucher, Watteau, Fragonard. Das waren vorwiegend Werke mit biblischen Themen oder mit mythologisch verbrämten erotischen Sujets oder erfundene idyllische Landschaften. Ganz anders aber war, was ihm in den Sammlungen und im Kunsthändel auf seiner Reise an Malkunst entgegentrat und deren Meister er trotz der knappen Reisetermine für wert hielt, als Gedächtnisstütze im Tagebuch festgehalten zu werden.

Lassen Sie mich in seine Notizen hineininterpretieren oder -phantasieren, was ihn zu den vorliegenden Notizen bewogen haben könnte! Es ist also anzunehmen, dass ihn diese Gemälde, besonders die kleinen, befremdet, aber auch angesprochen haben. Die Reiseindrücke am Meer, auf Fluss- und Kanalfahrten, vom Reisewagen aus ins weite, flache Land mit dem tiefen Horizont hatten ihn auf die Sehweise dieser Gemälde vorbereitet. Er erkannte in den Bildern Landschaften und Lebensweisen wieder, die er im gemächlichen und doch zügigen Reisen aufgenommen hatte: gepflegte Gartenlandschaft, von Hecken abgeteilt, in Baumgruppen versteckte Dörfer und Kirchtürme, Volkstrachten und Marktessen. Da war freundlich, liebevoll gestalteter Alltag bürgerlichen und bäuerlichen Lebens, manchmal mit spöttischem Augenzwinkern versehen. Beim Wachtaufzug, den er am 16. Oktober in Rotterdam ins Tagebuch aufzeichnete, ist es fast, als hätte er Rembrandts berühmte «Nachtwache» (1642) gesehen: *Ein nächtlicher Zug mit Fackeln und Trommeln zog mich ans Fenster. Die Bürger ziehen etwa 50 stark hier alle Nächte um 10 Uhr ihre Wacht auf das Rathaus, ein unbedeutendes Gebäude. Der Kommandant wankte, mit hochausgereckten Beinen marschierend, vor, und die Fahne wehte, Flintenläufe, die nicht starrten, sondern wie dürre Zweige im Sturm hin und her wankten. Der Ordnungs- und Reinlichkeitsgeist in den Möbeln (d.h. im Hausrat) erstreckt sich in Holland nicht bis zum Militär, und ihre Pünktlichkeit bezieht sich nur auf den Stadtdienst. Sie ziehen unmässig oft auf die Wacht. Die Grenadiers auf den Churer Jahrmärkten sind glückliche Kopien der Holländer Pritanen (Prytanen, im alten Griechenland Mitglieder der Stadtregierung, hier Stadtwache).*

In den Bildern dieser ganz unspektakulären Landschaft, des häuslichen und festlichen Alltags von wohlhabenden Bürgern und Bauern spricht sich ganz unverhohlen die Freude am unverwechselbaren Eigenen aus. Selbst Heiliges, Verehrungswürdiges aus der Bibel wurde leise und unauffällig in den menschlichen Alltag zurückgeholt, ohne die Weihe, den Ernst des dargestellten zu verletzen. Besonders deutlich ist dies bei Rembrandt zu sehen, etwa bei der heiligen Familie in Josefs

Werk- und Wohnraum, bei den Jüngern von Emaus oder sogar bei der Kreuzabnahme, die Salis in Kassel zu sehen bekam. Da träfe eher zu, was Salis an Rubens' «Kreuzabnehmung» bemängelte, nämlich dass es ihm *widrig war, sich aus dem Traum der Ideale in die flämische Menschenwelt zurückgezogen zu fühlen.*

Doch Salis muss gespürt haben, dass sich in dieser Welt-Schau der Stolz auf den im Welthandel erarbeiteten Wohlstand und die Freude über die in langen, schweren Kämpfen erstrittene Selbständigkeit der Holländer kundtat. Es war eine erstaunliche, demokratische Kunst, und in ihr spiegelte sich die demokratische Gesellschaft des Landes, in der es Platz und Duldung und Interesse gab für den Bettler, die Marktfrau, den Viehüter, den Juden, den reichen Handelsherrn, die Hausmusikanten, die Gilden der Tuchhändler und Ärzte (Rembrandt), für Spiel und Spass, für das Leben der Tiere und für Geschlachtetes, für die schönen Dinge, für Blumen und Gemüse bis zu den *Tautropfen auf den Kohlblättern*. Vielleicht durfte man in dieser Sinnenlust am Gewordenen und Erschaffenen, das so bald vergeht, gar eine schöne, menschliche Frömmigkeit vermuten.

Ebensolche Kunst könnte sich Salis für seine Heimat gewünscht haben: wenn die politischen Verhältnisse und die geographische Lage es zuließen, *so würden gewiss Künste und Handlung(d. h. Wirtschaft) mit Geschick betrieben und das Land selbst bereichert werden* (Gedanken zum Café de Suisse in Ostende).

In BREDA, das er am 13. Oktober erreichte, hatte er zum ersten Mal Mühe mit der Verständigung: *eine Schenke, die zwar reinlich war, man aber nichts als Holländisch verstand*. Am Nachmittag besuchte er die Frau Generalin (Salis) von Marschlins, eine geborene Holländerin, deren Sohn 10 Jahre in Indien gewesen und mit einer reichen Frau aus Batavien verheiratet war. Auf einem Spaziergang fand er an einer Tochter des Generals, *Marianne de Salis, ein verständiges, kenntnisvolles Frauenzimmer von edler Bildung und Cultur. Ich blieb gleichgültig. Die Gegend war lieblich, viele Genussgärten und Hagebuchzäune und beschnittene Linden am Weg. Die tiefen Wiesengrände mit allerlei Holzarten begränzt und ein trübliches Licht von den feuchten Dünsten her, die der Erde entstiegen. – Die Landschaft war in Harmonie mit meiner Stimmung.*

Über Dordrecht nach ROTTERDAM: *Die 10 Stunden Wegs* (für etwa 70 km) kosten über 18 Gulden Holländisch, welches unglaublich teuer ist, aber was er vom Postwagen aus sah, gefiel ihm sehr: eine einzige riesige Gartenlandschaft mit *so besorgten, aufgeputzten, geschniken und bemalten Bauernhäusern, sogar die Nabe des Rades an den Windmühlen oft vergoldet oder lackiert*. Bleichen und Fabriken kündeten die Nähe Rotterdams. Der erste Eindruck: *Die Strassen haben ein Ansehen von Grösse wie in wenigen Städten, fast alle haben in der Mitte breite Kanäle, stark mit Schiffen besetzt. Hohe Bäume vor den Häusern von sechs und mehr Geschossen; doppelte weisse Fallbrücken mit reichem Eisenwerk erhalten die Kommunikation*. Alles liess den Wohlstand erkennen, den sich diese Stadt im Welthandel

erwarb, und die Börse hielt er für das schönste Gebäude. *Das Ostindienhaus liegt auf dem Strand nicht weit von der Synagoge.* Rotterdam war zwar die Stadt des Erasmus (ein Standbild erinnerte daran), aber mehr als die Gelehrsamkeit zählte hier das Vermögen, das einzige Unterscheidungszeichen der Geschlechter und Gattungen, nach welchem die Menschenklassen eingeteilt werden wie die Pflanzen nach den Staubfäden im Linnéischen System. Ein Einheimischer führte ihn durch die Werft, wo Kriegsschiffe erbaut werden, legte mir die Anwendung jedes Teiles auf einer Fregatte von ?? Kanonen aus und zeigte ihm auch das Schiffsmagazin.

Auf einem Treckschuit fuhr er nach DEN HAAG, wo ihm der Jugendfreund Leutnant Herkules Fischer ein gemütliches Logis verschaffte. Schon am ersten Abend speiste er beim General in holländischen Diensten, Johann Baptista Salis-Maienfeld¹⁹. Wie schnell sich seine Ankunft in Den Haag herumsprach! *Oft konnte ich mich kaum besinnen, an diesem Ort unter so vielen Landsleuten zu sein!* Er nennt: Leutnant Nickli, Feldprediger Christian Bavier aus Chur, der ihn später mit Ursina Pestalozzi trauen würde, Hauptmann Schmid, Oberstleutnant Jenatsch, Leutnant Fluggi, Brosi, Pestaluzz, den Zürcher Feldprediger Wettli, den er von der Helvetischen Gesellschaft in Olten her kannte, den Zürcher Gardeoffizier David Hess, später Biograph von Salomon Landolt, dem originellen Landvogt von Greifensee (Kellers Novelle). Die ersten Eindrücke von Den Haag: *Angenehm sind die vielen reinlichen, meist mit Backsteinen gepflasterten Strassen und Plätze der Stadt, die freien Spaziergänge, die kein Tor und kein Wall hindert oder hemmt, denn nur ein Wassergraben und Zugbrücken umgeben den Ort* (27. Oktober). Was im Café verkehrte, war ihm allerdings zu *gemischt und roh*, *Schweizer, Deutsche, Holländer, portugiesische Juden*; interessanter fand er dagegen die *grosse Sozietät* (Klubhaus, Versammlungsort der Freimaurer?), in die er eingeführt wurde und wo es *Zeitungen und neue Leseblätter*, auch *Erfrischungen und Kaffee* gab. Er wunderte sich, dass trotz der strengen Aufnahmebedingungen – *vom ersten Rang, Generale, Gesandte etc.* – die Mitglieder sich *so simpel und unedel* gaben. Er besuchte das *Corps de Garde*, das Kommando des Schweizer Regiments, eine Parade der Schweizer und freute sich, mit den Schweizern endlich wieder eine Predigt zu hören, gehalten von Freund Wettli.

Die Tagebuchnotizen zur Besichtigung der Versammlungssäle der Niederländischen Generalstaaten und der Provinz Holland sind zwar dürftig, bezeugen aber doch, dass Salis Einblick bekam in die politischen Strukturen dieses Landes, das seine Freiheit von Spanien erkämpft und im Frieden von Westfalen 1648 seine Unabhängigkeit erlangt hatte. Im grossen Konferenzsaal tagten jeweils die Ver-

¹⁹ Johann Baptista von Salis (1731 – 1797) Onkel von Johann Gaudenz von Salis-Seewis, Gesandter an die niederländischen Generalstaaten, Regimentsinhaber, 1794 Generalleutnant.

treter der niederländischen Provinzen unter einem Präsidenten, Pensionär genannt, bei dessen Platz am Tisch ein Hammer lag, *wie beim Meister vom Stuhl* bei den Freimaurern. *Unten an der Tafel stand der reich mit Gold gestickte Lehnstuhl des Prinzen*, des Staatsoberhaupts und Oberbefehlshabers, jetzt Prinz Wilhelms IV. von Oranien, dem auch das Schweizer Regiment und die Garde unterstand. Salis muss sich bei diesem Besuch überlegt haben, wie die Schweiz – samt den Drei Bünden – zu einer ebenso gut funktionierenden Konföderation gemacht werden könnte, in welcher die Selbstverwaltung der Teile die Bewältigung gemeinsamer Aufgaben nicht behinderte, wie das so oft in der Eidgenossenschaft und in den Drei Bünden geschah. Er sprach sogar in einer kleinen Audienz mit dem Prinzen und der Prinzessin von Oranien.

Am 1. November *tat ich einen einsamen Spaziergang an das steigende Meer und in den Sandwüsten der Dünens bei Vollmond-Schein*. Am Tag danach berichtete ihm der aus Bünden zurückgekehrte Onkel General Johann Battista Salis von zuhause (vielleicht auch von Ursina Pestalozzi), und dass man dort nichts von seinem Aufenthalt in Holland wisse. Da erkrankte er an einem *Nervenfieber*, das ihn einen ganzen Monat ans Bett fesselte. Die Krankheit hatte sich angekündigt durch schmerzhafte Sehstörungen und im Tagebuch mit einer merkwürdig veränderten Schrift (Antiqua). Sein Freund Leutnant Fischer, sein Knecht Peter Sutter und ein kluger einheimischer Arzt betreuten ihn hingebend. *Herkules Fischer trug oft brüderlich Sorge für mich, reichte mir Medizinen und scheute weder üblichen Geruch noch Ansteckung. Auch der Knecht Suter hat seine Pflicht in meiner Pflege treu und wohlmeinend getan*. Roter Kohl mit Essig gekocht und gekochte Früchte sind meine Haupt-Lebensmittel. Alter 100jähriger Rheinwein aus des Prinzen Keller waren mir schon früh erlaubt und empfohlen. Erst am 24. November (Wintermond) konnte er seine Tagebucheintragungen wieder aufnehmen. Hier folgt der interessanteste Teil seiner Aufzeichnungen:

Heute, den 24. Wintermond, 3 Wochen nach obigem Tage (2. November) kann ich endlich wieder mein Tagebuch fortsetzen, doch mit geschwächtem Kopfe. Eine ziemlich heftige Krankheit, gefährlicher als ich glaubte, ein galliktes Nervenfieber (darüber: Typhus) hatte mich bis zum 13. oder 14., wo es mit mir besserte, in einen dumpfen Zustand versetzt, in welchem mein Selbstbewusstsein (= Bewusstsein meiner selbst) so gut als verloren war. Ich erinnere mich nur wenig von diesen Tagen. Bald glaubte ich am Grund eines Schiffes zwischen Fässern und Kisten und Koffern zu liegen; bald glaubte ich, es erhübe sich aus meinem Bette eine Gattung Hügel oder Felsen, auf welchen man mich hinauf und hinunter wälzte. Starke Kopfschmerzen waren mein grosses Leiden. Ich konnte keine Idee festhalten, aber mit einer unsäglichen, ermüdenden Raschheit glitten allerlei Bilder vor meiner Fantasie vorbei: Karikaturen, Ungeheuer, liebliche Gestalten im höchsten Kolorit der aufgeregten

Fantasie, bald Mädchen-Reigen, die in allerlei farbige Gaze gekleidet waren, eine Landschaft im allerlieblichsten bunten Regenbogen-Schimmer, und dann wieder schweres Dunkel, Stürme, Schlachtfelder etc.

Öfters fiel mir die Frage ein: Wer ich doch wäre? Denn ich seie unmöglich der, den ich sonst immer unter meinem Ich denke, und die Überzeugung, dass ich Krankliegender eine andere Person seie als ich, der ehmals Gesunde, dauerten sehr lange.

Nach der Crise schien ich wieder neu aufzuleben oder aufzuwachen, und es ward mir, als wenn man mir täglich nach und nach einen neuen Flor von der Stirn wegnehme, der meinen Kopf und meine Sinne umhüllt gehalten hatte. Ohngefähr den 15. oder 16. stund ich zuerst für etwa eine Stunde auf, war aber noch sehr schwach; die folgenden Tage besserte es sich immer. Die Kräfte nahmen zu. Aber da die Galle nicht gut floss, so war mein Mund bitter und mein Appetit geringe. Jetzt bin ich von etwa 10 Uhr bis abends nach 8 auf, spaziere viel, lese (er nennt nur «Ossian», die düsteren Prosagesänge eines erfundenen keltischen Dichters, 1765 englisch) und kann auch schreiben.

Am 27. Nobember stellte er fest: Die dumpfe Taubheit hatte mich endlich auch verlassen. Während der Krankheit lag es mir schwer auf dem Gehör; oft umtoste es mich wie Meeresrauschen.

Zuerst hatte man den Engadiner Regimentsfeldscher Alexander kommen lassen; *der hätte aber zu heftige Alltagsmittel gebraucht und meine Nerven weder geschont noch geheilt*. Von den Arzneien, die der kluge junge Holländer Arzt anwandte, notierte Salis: Taraxacum oder Löwenzahn, Graswurzel, Arnica mit China, eine Latwerge von Tamarinden und Cassia, ein Extract von Rhabarber und für die Ausdünnung Hollunder-Latwerge, gelegentlich Hefel oder Sauerteig mit Kräutern, auf die Füsse gebunden.

Kann sein, dass die Diagnose Typhus (früher Nervenfieber genannt) für die Krankheit von Johann Gaudenz von Salis zutrifft, mit der er sich vielleicht im Feldlager angesteckt hatte. Seine Fieberträume und Fieberfantasien, an die er sich so gut erinnert, deuten aber auch auf eine persönliche Krise, die in seiner schon genannten Schwermut ihren tieferen Grund hatte. Die Bilder für seinen inneren Zustand entstammen seinen jüngsten Erfahrungen in den Häfen und auf den Dünen der französischen und niederländischen Kanalküste: er fühlte sich allein unter anderem unbewegtem und unbeweglichem Frachtgut in den dunklen Schiffsrumpf verpackt, offenbar festgebunden, und ins Ungewisse, Unbekannte verfrachtet, dem Kurs des Schiffes ausgeliefert. Im zweiten Bild, das das Gemüt des Träumers bedrängte, wurde er, wie es scheint gefesselt, von unbekannter Gewalt sinnlos und unwiderstehlich einen Dünenberg oder Geröllhang hinauf- und hinuntergerollt wie irgendein angeschwemmtes Strandgut und konnte weder schreien noch sich wehren.

Ich kenne kein Märchenmotiv, das das Ausgeliefertsein des Menschen an unheimliche und unsichtbare Mächte so schrecklich darstellte. Es muss eine rechte Erlösung gewesen sein, dass der Genesende, rückblickend auf seine Träume, sich diese Lebensangst vom Leibe schreiben konnte. Man darf dazu auch vermuten, dass diese Traumerlebnisse zusammenhingen mit seiner besonderen gegenwärtigen Lebenslage: als Offizier sah er keine befriedigende Karriere sich öffnen; als Aufgeklärter begrüsste er zwar die Ziele der französischen Revolution, war aber entsetzt über die Folgen der «Volksgärung», und als Patriot war ihm bang um die Zukunft der Heimat. Und schliesslich sah er aus all diesen Gründen keinen Weg zu dem so ersehnten Heim und zu einer Familie (Ursina Pestalozzi sollte noch drei Jahre das schwarze Band im Haar tragen). Die Sehnsucht nach dem «ländlichen Glück», dem «Friedenstal» und erotische Fantasien sind aus den geträumten «Mädchenreigen» zu lesen, die seltsam an die Grazien auf Botticellis Bild «Frühling» erinnern. Aber Dunkles und das Grausige von Schlachtfeldern, das der Offizier fantasierend vorwegnahm, überdeckten auch diese lieblichen Bilder. Die Traumbilder wiesen begreiflicherweise keinen Ausweg aus der Krise, und so blieb denn, nahe einer geistigen Verwirrung, die schwere Frage nach dem Rätsel-Ich: *wer ich denn wäre?*

Wie einsam muss dieser Schwerblütige, zur Schwermut Neigende gewesen sein, dass er sich so allein im Schiffsbau und hilflos auf den Dünen herumgewälzt fühlte, obwohl ihm doch als gebildetem Offizier, Grafen und Freimaurer besonders leicht gesellschaftlicher Kontakt zuteil wurde! Drum ist es nicht verwunderlich, dass in ihm lange vor seiner Krankheit die «Sehnsucht nach Mitgefühl» wuchs (Gedichttitel), die, wenigstens vorübergehend, Briefe vom Dichterfreund Friedrich Matthisson und vielfältige Anerkennung seiner Lieder etwas milderte. Bezeichnend das Zitat von Jon Gay zu diesem Gedicht:

My lonely anguish melts no heart but mine,
And in my breast th'imperfect joys expire.

Übersetzung:

Meine einsame Angst schmelzt einzig mein Herz,
Und in meiner Brust ersterben meine mangelhaften Freuden.

oder frei und etwas prosaisch:

Meine leidvolle Einsamkeit nimmt mir allen Lebensmut
und zerstört selbst meine unbedeutenden Freuden.

Seine entgegen allen Befürchtungen gesunde Natur überwand endlich Krankheit und Krise. Mit einem gross geschriebenen *Kirie Eleison*, Herr, erbarme Dich! begann Johann Gaudenz von Salis im Tagebuch das neue Jahr 1790, das ihm die Weiterreise erlaubte; doch es schwingt in diesem kirchengriechischen Zitat noch der Schrecken vor dem Abgrund mit, den er in Fieberträumen geschaut hatte.

Der lange unfreiwillige Aufenthalt in Den Haag, die Krankheit, der Arzt, die Arzneien, die Wohnungsmiete und Verpflegung (und sein Knecht Peter Sutter?) hatten die Mittel von Johann Gaudenz von Salis erschöpft (auch ein Lotterieeinsatz hatte nichts erbracht), und auf seine dringenden Briefe nach Hause war lange keine Antwort erfolgt. Endlich, am 13. Dezember, kamen der Brief des Vaters und der erwartete Wechsel, und nun konnte Salis abrechnen und seine Weiterreise planen. Grossen Dank schuldete er vor allem seinem Onkel General Battista, den er schon zuhause wegen seines Verkehrs mit der Churer Familie Lauer schätzen gelernt hatte. Am 19. Dezember notierte er: *Seine zuvorkommende Achtsamkeit (=Sorge, Aufmerksamkeit) für meinen Unterhalt, meine Unterhaltung und meine Versorgung in allem Notwendigen sind würdig, nie von mir vergessen zu werden. Des Generals Sammlung* – er hatte sich vom niederländischen Sammeleifer anstecken lassen – *von merkwürdigen Büchern, Karten und Kupfern (= Kupferstichen) gewährten mir eine angenehme Unterhaltung.* Ihm galt denn auch sein letzter Abschiedsbesuch. Sein Freund Leutnant Fischer, seit seinen Krankheitswochen um ihn besorgt, begleitete Salis zum Treckschuit nach LEIDEN. Es war überhaupt, wie wenn Salis nicht nur die Provinz Holland sondern auch schon die Niederlande verliesse.

In Leiden sah er das Denkmal des grossen Arztes und Botanikers der Leidener Universität Hermann Boerhaave (1668 – 1738), dessen Vorlesungen und Demonstrationen viele Schweizer Ärzte angezogen hatten, unter ihnen besonders Albrecht von Haller, den Berner Arzt, Universalgelehrten und Dichter («Versuch Schweizerischer Gedichten», darin «Die Alpen», 1732). Salis besichtigte auch den grossen botanischen Garten mit Gewächs- und Glashäusern, wo Boerhaave gelehrt hatte, Vorbild vieler anderer botanischer Gärten.

7. Von Amsterdam bis Weimar und Jena oder ein Besuch zur Unzeit

Eine Barke brachte Salis über Harlem in etwa sieben Stunden nach AMSTERDAM. *Gerade drei Monate nach meiner Ankunft im Haag war auch der Tag, wo ich diesen Ort verliess* (19. Januar 1790). Jetzt hatte er auch das Bedürfnis, seine Erfahrungen mit Holland und überhaupt den Niederländern zusammenzufassen. Schon in Antwerpen hatte er wegen seiner Verständigungsschwierigkeiten bemerkt: *Das Flämische klingt sanft, wird aber oft aus dem hohlen Bauch? auf Entenweise hervorgegurgelt.* Und jetzt also beim Abschied von Den Haag: *Die Geldsucht, Sprache und Klima waren mir in Holland gleich widrig; Strenge der Sitten, Häuslichkeit, Emsigkeit, Gradheit und Reinlichkeit sind dieses Landes Vorzüge. Man ist hier weniger gekünstelt und beifallsüchtig in Gesellschaften als in Frankreich. Man darf schwei-*

gen, ohne für dummm zu gelten, und wenn sich andre wenig um einen bekümmern, so heischen sie auch weniger Achtsamkeiten als andere Nationen. Im Eingeschlossenen bei Tabakrauchern zu sitzen ist äusserst beschwerlich.

Die Grossstadt Amsterdam beeindruckte Salis. Drei Stunden brauchte er, um die Stadt zu umwandern. Er vernahm, dass sie 300 000 Einwohner habe – rund die doppelte Zahl als in den Drei Bünden samt ihren Untertanengebieten – und einen Steuerertrag von 12 Millionen Gulden. Strassen und *Graften* waren abends mit *Hanglaternen (Réverbères)* beleuchtet. Vom sechsstöckigen schönen Rathaus aus wurde die Stadt verwaltet. Da gab es ein *Pflege- oder Tollhaus*, sogar ein *katholisches Waisenhaus*, eine *Matrosenschule* für 150 Knaben, die hier *im Schreiben, Rechnen und allem für die Schiffsbaukunst Gehörigen unterrichtet werden*; er sah den Schlafsaal mit den Hängematten und im Hof *das Modell von einem Schiff*, an dem sie trainiert wurden. Man zeigte ihm Gefangene in einem schrecklichen, feuchten *Rasphaus*, einem strengen *Zuchthaus* mit der Inschrift am Tor: *Virtutis est domare qui* (falsch statt: quos) *cuncti pavent*. Es ist die Pflicht, die zu zähmen, vor denen sich alle fürchten. Er stellte fest: *Die Ziegel-, Heere-Graft und Kaisergraft sind die schönsten Kais. Öffentliche grosse Plätze sind hier keine. Über? die gemauerte Amstel-Brücke ist der schönste Spaziergang. Die Aussicht ist vortrefflich: auf der einen Seite ins freie Feld und über die Amstel hinaus, auf der andern die auf beiden Seiten dieses Flusses gebauten schönen Häuser. Wann hier viele Wagen oder Cabriolets wären, so würde ein stärkeres Gedränge als in Paris entstehen. Hier ist ein Gewühl von lauter beschäftigten Leuten, dort von meist müsigen.*

Für den Mann aus den Bergen war ein Hafen, der Europa mit der weiten Welt verbindet, immer wieder faszinierend, hier in Amsterdam noch mit ganz anderen Dimensionen, als er bisher erlebt hatte: *Der wohl neue stundenlange Hafen enthält viele Wälder von Mastbäumen, unzählige Schiffe von allen Nationen, die flottenweise aussegeln. Hier findet man alles für Geld. Amsterdam ist ein Handlungsmagazin von allen Weltgegenden. In dem Ostindischen Hause sah ich Gewürze wie Korn auf den Schütten vorliegen, viele Waren-Ballen, die aus China kamen und mit chinesischen Lettern bezeichnet waren. In diesem einfachen Kaufmannshause versammeln sich also die Befehlshaber von Ländern, die viel tausend Stunden entfernt sind, ihre Truppen haben und Europa das Gesetz vorschreiben können, Muskaten (Muskatnüsse) zu brauchen und eben auch deren Preis zu bestimmen. Auch den Kriegshafen liess er sich zeigen, wo ich auf den Werften verschiedene Kriegsschiffe sah, deren einige bis 70 Kanonen führten. Zum Hafen gehörte natürlich auch die Börse, das hiesige Palais Royal, in welchem gegen Mittag solch ein Gedränge herrschte, dass man einen fallengelassenen Taler nicht aufheben könnte. Es gab noch eine zweite Börse, die Kornhandels-Börse. Die Grosskaufleute, Söhne des Merkur, sind hier alle zu einem Zwecke vereint – nämlich jeder für seinen Nutzen.*

Angewidert ist Salis von dem *Missbrauch der Kirchenbegräbnisse*, bis zu sechs Särge übereinander, und ganz nebenbei sah er eine ganze Gasse mit lauter konzessionierten Sargschreinereien.

Besonders zu denken gaben Salis in den Niederlanden die Juden, denen er hier zum ersten Mal begegnete, hatten diese doch in den Drei Bünden und in der Eidgenossenschaft kein Aufenthaltsrecht (abgesehen von Endingen und Lengnau im Aargau). Dass Reformierte verschiedener Richtung miteinander leben konnten, hatte er in seiner Familie gelernt; dass Katholiken und Reformierte miteinander auskommen konnten, gehörte in seiner Familie und in den Drei Bünden zum Alltag. Anders aber war es mit den Juden, die immer noch auf ihren Messias warteten. Zwar fühlte er sich als aufgeklärter Mensch zu Toleranz verpflichtet, was gewiss mit den vereinzelten, mausarmen jüdischen Marktfahrern in Chur relativ leicht war. Aber in Den Haag und Amsterdam fand er grosse Judengemeinden mit ansehnlichen Synagogen für die spanisch-portugiesischen Sefardim und die deutsch-östlichen Aschkenasim. Er besuchte die «deutsche» Synagoge – die andere war geschlossen –, erfuhr vom Wohlstand der Niederländer Juden und ihrer selbstverständlichen Aufnahme – nicht nur Duldung – in der niederländischen Gesellschaft, und nun fiel ihm Toleranz doch schwerer, als er gedacht hatte. Für viele gilt denn auch die Ausrede des Tempelherrn in Lessings «Nathan der Weise» (1779): «Religion ist auch Partei, und wer sich drob auch noch so unparteiisch glaubt, hält, ohne es selbst zu wissen, doch nur seiner die Stange» (IV 2). Es ist eben, wie der Tempelherr lernen musste, einfacher, Toleranz zu bekennen als Toleranz zu üben. Am 3. Januar notierte Salis: *Ob ich gleich für die Dulding der Juden bin, so ist es doch unangenehm, in Holland überall auf öffentlichen Plätzen mit dieser Klasse von Leuten vermengt zu sein, so lange sie noch Schacherer (= Wucherer, Geldmenschen) bleiben und nicht durch eine bessere Erziehung aus ihrer Verderbnis gezogen werden. Denn (ergänze: weder) das in Holland alles aufwiegende Geld und noch viel weniger die ungereimte Distinction zwischen portugiesischen und deutschen Juden berechtigt nicht (= gibt ein Recht auf) den Zutritt bei Hofe noch das Vorglänzen in den ersten Plätzen des Schauspiels dieser Nation. Sollte nicht Ähnlichkeit in Denkungsart und Geist zwischen ihr und den Bataver-Krämern (= Asiaten) statthaben?*

In seinem Bericht über Amsterdam heisst es: *Die portugiesischen Juden, die seit ihrer Vertreibung aus jenem Reiche 1526 (falsch statt 1492?) sich hier niederliessen (gestrichen: und sehr zum Flor der Handlung beigetragen), sind reinlicher und viel angesehener als die deutschen (Juden). Einige derselben bewohnen prächtige Häuser, wie zum Beispiel der reiche Capadoces das Gräflich-Hompesch'sche Hotel. Ihre Sinagoge ist sehr ansehnlich, sie war aber geschlossen. In der deutschen, die offen war, hörte ich einen Rabiner reden. Die Zahl der Juden ist ungemein gross; man findet ihrer auf allen Bällen und öffentlichen Orten, wo ihre Damen, oft reich mit Demanten bespickt, die erste Rollen spielen.*



Abb. 5: Die «hochdeutsche Synagoge» in Amsterdam 1825, Aquatinta von Cornelis de Kruyf (1774-1828).

Unterwegs nach Deutschland sprach er im Postwagen angeregt mit einem *höflichen* jungen Mann *nicht ohne Kenntnisse*, den er erst, als er nicht mit den andern Reisenden essen wollte, als Juden erkannte.

Nun war das leise, ruhige, bequeme Reisen im «fahrenden Zimmer» der Barken zu Ende, und ostwärts ging's mit der Postkutsche mit immer andern Fahrgästen. Der Anfang Richtung Amersfoort versprach nichts Gutes: *Der Führer war besoffen, der Wagen überladen und unerträglich hart. In ARNHEIM fängt man schon an, eine Mischung der Lebensart von Deutschland wahrzunehmen.* Mit Vergnügen beobachtete er bei der Fahrt nach DOESBURG vom Wagen aus wieder Hügel, Wälder, rinnenden Fluss und fruchtragende Felder, *die letzte holländische Stadt, vor ihr eine artige Schiffsbrücke.* BOCHOLT war *das erste Münstersche Städtchen* (Bistum Münster). Er bemerkte sofort, im Unterschied zu Holland, *Unreinlichkeit und die elende Bauart der Häuser im Gebiet von Münster.* Verwöhnt von den schönen niederländischen Ortschaften, Gartenlandschaften und Wirtschaftsgebäuden, sah er: *es stiesen uns keine Landgüter, keine langen Alleen, keine Kanäle noch Dämme mehr auf, selten ein schlecht gebautes Dorf.* Zwar wurde zu seiner Erleichterung alles billiger, Logis, Essen, Fahrt (*die Geldgier nimmt ab*), verrriet aber auch die missliche wirtschaftliche Lage. Offenbar hatte sich das Land, durch das Salis nun fuhr, nach

dem Siebenjährigen Krieg (Friede von Hubertusburg 1763) noch kaum erholt, den der Preussenkönig Friedrich II. gegen Franzosen, Österreicher und Russen auf deutschem Boden erfolgreich geführt hatte, wofür man ihn schon bald den «Grossen» nannte. Was aber Land und Leute in diesen Kriegszeiten erlitten, hat Wilhelm Raabe am Beispiel kleiner Leute in «Das Oderfeld» und in «Hastenbeck» (1888 und 1899) erzählt.

Überhaupt konnte Salis seiner Reise quer durch Deutschland nicht recht froh werden. Die Kälte setzte den Postkutschen-Reisenden zu, es war ja Mitte Januar, und die Strassen waren an vielen Orten in miserablem Zustand. Einmal brauchten sie für eine Strecke von vier Stunden deren acht; ein andermal legten sie zwei Meilen in sechs Stunden zurück; einmal fiel ein erschöpftes Pferd in einen überfrorenen Graben und musste durch ein Bauernpferd ersetzt werden. Von Heiligenstadt führten *abscheuliche Strassen oder vielmehr... unwegsame leimichte Ackerfelder nach Mühlhausen*. In einem schlechten Bauerngasthof war weder Wein noch Bier vorrätig und für den Bedienten kein Bett. Im Hessischen (Grafschaft Hessen) geleitete ein Husar die Postkutsche auf landesfürstliche Kosten (wohl zum Schutz vor Banditen). Unterwegs immer wieder Erschreckendes: In Münster zeigte man ihm Eisenkäfige, hoch am Kirchturm aufgehängt, in denen man 1535 Führer der Wiedertäufer hatte verhungern lassen. In Paderborn war die Kirche voll Bettlerinnen und viele zerlumpte Kinder auf den Wegen. Spuren von Wachtfeuern in den hessischen Bergen erinnerten an eine Schlacht im vorigen Krieg –, bei der auch mancher brave Schweizer blieb.

Die Mühsal der Postkutschenreise liess sich einigermassen vergessen bei Menschen, denen er empfohlen war, und bei einigen Briefbekannten.

In MÜNSTER kehrte er bei einem reichen *Freund, dem bekannten Franz von Buchholz* ein, sehr fein und tiefdenkend, voll Wahrheitsliebe. Hamann, der bei ihm starb, liegt im Garten der Fürstin Gallizin, die sich hier aufhält, begraben. Johann Georg Hamann (Königsberg 1730 – Münster 1788) wurde zum ersten Überwinder der geltenden Vernuftgläubigkeit und wirkte dank Herder auf die ganze junge Generation («Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts: Sinne und Leidenschaft reden und verstehen nichts als Bilder»). Wir dürfen annehmen, dass Salis etwas von seinen Werken kannte, weil er ebenfalls die Verbindung von Religiosität pietistischer Herkunft und Aufklärung suchte.

In KASSEL wunderte sich Salis über die *unreinen Strassen*, die bescheidenen Stadthäuser mit vielen kleinen Fenstern nebeneinander wie die Bauernhäuser der Schweiz, aber Königsstrasse und Sommerpalais und die Raritäten- und Gemälde-sammlungen versöhnten ihn. Er lernte dabei den Rat und Galerieinspector Tischbein kennen, den Neffen des Malers Johann Heinrich Tischbein, dem Goethe vor ein paar Jahren in Rom und Neapel so viel zu verdanken hatte (von ihm stammt das

berühmte Bild: Goethe in der Campagna). Dieser junge Tischbein, selber Zeichner und Radierer *mit viel Geschmack*, führte Salis durch die Gemäldesammlung vor einen Raffael, Reni, Potter und vor Rembrandts «Kreuzabnehmung», die vielleicht zu Vergleichen mit derjenigen von Rubens in Antwerpen anregte.

In GÖTTINGEN bekam er unerwarteten Besuch von einem Zuckerbäcker Conradi aus dem Schams²⁰; bei Gottfried August Bürger, dessen Leonore-Ballade einzig überlebt hat, und dem Mathematik-Professor Abraham Gotthelf Kästner hörte er dichterische Leseproben und ass im Kosthaus unter Studenten zu Mittag. Er wird sich auch erinnert haben, dass der Berner Albrecht von Haller hier 20 Jahre gelehrt und die Universität der kleinen Stadt, die zum Kurfürstentum Hannover gehörte, zu einem Mittelpunkt der medizinischen Forschung und Lehre gemacht hatte, die er nur verliess, um seiner Heimat als Rathausmann, Landvogt usw. zu dienen.

Endlich GOTHA: *mein Freund Reichard und sein liebenswürdiges Weib empfingen mich mit vieler Wärme und Freude; die Zeit meines Aufenthalts verstrich mir schnell bei ihnen.*

Dann über Erfurt nach WEIMAR, wo er *auf guten Strassen* am 6. Februar eintraf und im «Erbprinzen» Logis nahm.

Zwei Tage, am 7. und 8. Februar 1790, war Johan Gaudenz von Salis in Weimar. Was er davon ins Tagebuch notiert hat (vollständig bei Adolf Frey), zitiere ich, soweit es für das Verständnis von Salis wichtig scheint.

Sein Verbindungsman zu den Mitgliedern der gelehrten Gesellschaft war Legationsrat Bertuch; ich glaube, dass Bertuch den Auftrag hatte, den Besucher zu beraten und Zusammenkünfte zu organisieren. Am 6. Februar *soupierte Salis bei Bertuch auf seinem schönen ländlichen Hause. Mit dabei waren Wieland, Schulz, Herr v. Knebel, von Kalb, Major in französischen Diensten, und sein Bruder.* Es fällt gleich auf, wie kritisch und gelegentlich bissig Salis sich über diese Weimarer Hofleute äusserte, die ihm vielleicht aus der französischen Ferne und aus der Lektüre (alle waren schriftstellerisch oder dichterisch tätig) als bewundernswerte Grosse erschienen waren. Er fügte sich ein in die blendende Konversationskunst des 18. Jahrhunderts: *Witz* (französisch: *esprit*) *und Geschmack schimmerten.* Aber manche Äusserungen befremdeten ihn; Wieland hatte als Herausgeber des «Teutschen Merkur» 1789 Gedichte von Salis wohlwollend besprochen, doch jetzt kam sein Vergnügen an erotischen Anspielungen hervor: *Wielands genius ward oft zum ausgelassenen Satyr.* Gar nicht gefielen Salis die beiden Brüder von Kalb: *Die 2 Kalbs schimpften auf die Bibel.* Dagegen scheinen ihm Herder und der Romanschriftsteller Friedrich Schulz näher gekommen zu sein: *Herder dagegen ist voll reiner Anmut: Schulz hat viel Sanftes in seinem Wesen.* Nur, was Salis und die Schweizer

²⁰ Zuckerbäcker Conradi in Göttingen, nicht erwähnt in «Fast ein Volk von Zuckerbäckern?» von Dolf Kaiser.

Patrioten in der Helvetischen Gesellschaft bewegte, die politische Erneuerung der Schweiz nach den Ideen der französischen Revolution, war für diese Elite von Sachsen-Weimar noch unvorstellbar: *Das deutsche Vaterland galt ihnen nichts*. Karl Ludwig von Knebel, ehemals Offizier in preussischen Diensten, dann Hofmeister eines Weimarer Prinzen, alter Freund Goethes, Übersetzer aus der lateinischen, englischen und italienischen Literatur, war einer grösseren Notiz wert: *Herr v. Knebel hat etwas Selbstgenügsames in seinem Beifallgeben*, und am nächsten Tag: *Er ist durch einige Gedichte in den älteren Musen-Almanachen bekannt, kennt die griechische Literatur und hat viel Stärke im Kopfe; er schilderte mir Madame La Roche* (die Salis von Paris her kannte und von einer freundlichen Erwähnung in ihrem Reise-Buch über Frankreich), *tadelte ihre Verschwendungen an Lobe, pries seine Frau und ermahnte zur Vorsicht, nie Lob und Gefühl zu prostituiieren*. Sollte das nun heissen, dass Salis die Ermunterungen von Sophie La Roche oder auch von Wieland im Teutschen Merkur für seine Gedichte nicht verdiente oder dass in seine Lieder zu viel Eigenes, Gefühltes eingeflossen sei?

Und nun von Bertuch zu Goethe, mit dem er am 8. Februar sprach: *Er empfing mich mit viel Anstand und Kälte. – Wir speisten bei Herrn von Kalb. – Wieland, Herder und Goethe, die drei hellsten Gestirne unter Weimars Gelehrten, sassen mir gegenüber. – Goethe scherzte viel, parodierte den Ton der Beisitzer der National-Assemblée (Mitglieder des französischen Parlaments), verteidigte Sophismen mit Laune, Deutschland mit Wärme.* Salis lernte auch *Frau v. Beulwitz, geb. Lengefeld* nebst ihrer Schwester kennen. Ein Glück für den, der die herrlichen Briefe dieser liebenswürdigen Dame kennt über das Pays de Vaud im «Schweizerischen Museum». *Im Club (Freimaurer?) fand ich Lips, den Kupferstecher aus Zürich*²¹ (er hat 1800 ein Porträt von Salis zu dessen dritter Auflage der Gedichte gestochen) *und Bode, den Übersetzer des Tristram Shandy*²² (Laurence Sternes berühmter Roman, 1767, übersetzt aus dem Englischen von Johann Joachim Bode 1774). Ein Nachtessen von etwa 20 Personen und Gespräche nahmen die Zeit weg.

Den 9. verliess ich Weimar. Die Aufmerksamkeit, die ich in dieser aufgeklärten Stadt fand, war über meine Erwartung. Den Englischen Garten konnte ich nicht sehen, das Schloss ist abgebrannt und der Hof loschierte in einem Hause.

»Witz und Geschmack schimmerten« in der gelehrten Gesellschaft und «mit viel Anstand und Kälte» der Empfang bei Goethe, das waren wohl die entscheidenden Eindrücke, die er mit nach Hause nahm. Es zeugt aber von seinem Gerechtigkeits-sinn, trotz der Vorbehalte gegen einzelne Personen sich zu gestehen, dass seine

²¹ Johann Heinrich Lips, siehe Legende zu Abbildung 6.

²² Laurence Sterne: «Leben und Meinungen von Tristram Shandy, Gentleman», aus dem Englischen übersetzt von Joachim Bode 1774.

Aufnahme im Weimarer Kreis doch «über seine Erwartung» war. Es gab im Griechischen den Begriff «*Kairós*» für den günstigen, richtigen Zeitpunkt einer Unternehmung, vermutlich von irgendeinem Orakel bestimmt, aber auch den gegenteiligen Begriff «*Akairia*», d. h. eine Handlung zur falschen Zeit, zur Unzeit. «*Akairia*» war gewiss der Besuch von Salis bei Goethe, also von beiden aus eine ungünstige Zeit.

Salis kam aus dem revolutionären Frankreich, zwar ermüht, aber doch überzeugt, dass die blutige Bewegung endlich doch Europa und natürlich der Schweiz zum Wohle dienen würde. Goethe aber sah, wie viele deutsche Intellektuelle, nur Gewalt, Unordnung und Gesetzlosigkeit und konnte sich keine Veränderung und Erneuerung zum Guten der politischen Verhältnisse in Deutschland vorstellen (Salis schrieb «*Vaterland*»). Es dauerte etwa 10 Jahre, bis Goethe seine Gedanken über die Revolution, eingepackt in die Flüchtlings- und Liebesgeschichte «*Hermann und Dorothea*», dichterisch zu bewältigen vermochte²³. Der 41jährige Goethe war 1790 dabei, sich aus einer Lebenskrise zu retten; diese hatte ihn für fast zwei Jahre nach Italien getrieben. Dazu gehörte die Lösung aus den vielen Staatsämtern – er hatte zuletzt fast alles in Händen, wie Herder etwas missgünstig schrieb. Auch die Lösung aus der Beziehung zu Charlotte von Stein plagte ihn, welche Freundschaft hatte bleiben sollen und nicht Liebe werden durfte. Er hatte sich in Italien den grossen Künstlern der italienischen Renaissance und der Antike mit Hilfe von Tischbein und Angelica Kauffmann leidenschaftlich zugewandt und zum ersten Mal ungescheut ein freies Liebesverhältnis genossen. Er hatte endlich langsam begriffen, dass er nicht Staatsmann auf Lebenszeit oder bildender Künstler werden würde, und hatte eben die antikisierende «*Iphigenie auf Tauris*» vollendet, die zu Hause und im breiten Publikum kaum Anklang fand. Er war es leid, als Autor des gefühlvollen Briefromans «*Die Leiden des jungen Werther*» und des lärmigen Schaupiels «*Götz von Berlichingen*» festgelegt zu werden. Beim Besuch von Salis war er eben daran, seine römischen Erlebnisse in den «*Römischen Elegien*» dichterisch zu verarbeiten. In der ersten Fassung der ersten Elegie heisst es

Ach wie hab ich so oft die törichten Blätter verwünscht,
Die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht!

Wäre Werther mein Bruder gewesen, ich hätt ihn erschlagen,
Kaum verfolgt mich so rächend sein trauriger Geist.

Glücklich bin ich ihm entflohn!...

Zurück in Weimar hatte Goethe Christiane Vulpius, Arbeiterin einer Kunstblumen-Fabrik, zum Entsetzen der Prüden, zum Ärger von Frau von Stein, zum Missfallen des Hofes zu sich ins Haus genommen. Salis dagegen sehnte sich nach

²³ Goethe und die Französische Revolution, herausgegeben und erläutert von Karl Otto Conrady, Insel Almanach auf das Jahr 1989.



Abb. 6:

Goethe, Zeichnung und Stich von Johann Heinrich Lips, 1791. J.H. Lips, geb. in Kloten, gest. 1817 in Zürich, erfolgreicher Zeichner und Kupferstecher, Arbeiten für Lavaters «Physiognomische Fragmente», 1786–89 in Rom, Bekanntschaft mit Goethe, Professor an der Zeichenakademie in Weimar, seit 1794 wieder in Zürich (siehe auch Abb. 1, S. 185).

Heim und Familie, wusste, dass Ursina Pestalozzi daheim auf ihn wartete, und missbilligte vermutlich Beziehungen, die nach Belieben wieder zu lösen waren.

Als Gelehrter beschäftigte Goethe sich mit Spekulationen über die Entstehung der pflanzlichen Formenvielfalt (»Metamorphose der Pflanzen«). Kurz: Er kam als ein Veränderter, selbst für seine Freunde als ein Fremder zurück.

Nun wollte dieser Baron Johann Gaudenz von Salis ihn kennlernen; aber der hatte auch erst gerade eine Lebenskrise und Krankheit überwunden. Salis hatte sich auf seiner Reise durch die Niederlande an der unendlichen Weite von «Gottes Weltmeer» nicht sattsehen können; davon konnte er Goethe berichten. Er hatte sich in der niederländischen Kunst umgesehen und konnte vielleicht von Tiermaler Potter oder vom Genremaler Goyen oder auch von den ergreifenden Rembrandts sprechen. Er kannte sich aus im französischen Musiktheater, während sich Goethe noch um Text und Musik seiner doch mässigen Singspiele bemühte. Salis hatte Einblick bekommen in den blühenden Welthandel, den Wohlstand der Holländer und ihre freiheitlichen politischen Einrichtungen, während die Wirtschaft des Herzogtums Weimar nur mühsam vorankam, und von Freiheit und Gleichheit und demokratischen Staatsformen war man in den deutschen Fürstentümern noch weit entfernt, musste Goethe doch seinen Herzog 1792 in eine Art Reichskrieg begleiten, von dem man hoffte, die Revolution als innerfranzösische Verirrung einzudämmen (Goethes Darstellung «Kampagne in Frankreich» erst 1822). Salis hatte Blick und Aufmerksamkeit für das Leid und die einwohnende Vergänglichkeit im Menschenleben und überhaupt in der Natur und äusserte das auch in seinen Gedichten; aber Goethe fürchtete die Erschütterung, die ihm eine solche Lebenssicht bringen könnte, so sehr, dass er dem Begräbnis seines Freundes Schiller 1805 fernblieb und erst 1826

beim Anblick von dessen Totenschädel seine Trauer einigermassen aussprechen konnte:

Geheim Gefäss, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten,
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend.

aus «Schillers Reliquien»

Salis' kleine Dichtungen, die in verschiedenen Almanachen erschienen waren, wusste Goethe kaum zu schätzen, zu weit waren ihrer beider Begabungen von einander entfernt. Vielleicht war Goethe auch etwas eifersüchtig, dass sie Herder und Wieland gefielen und auch so schnell vertont wurden, obwohl, was Salis gelang, doch echt und so gut war wie das, was etwa ein Dutzend deutscher Dichter damals schufen. Aber Salis sprach mit Goethe gewiss nicht über seine Gedichte, bezeichnete er sie doch 1793, als er einen Teil davon mit Freund Matthissons Hilfe herausgab, als «*puerilia*», Kindereien, Jugendtorheiten²⁴.

So war der Tagebucheintrag zu seinem Besuch bei Goethe *mit viel Anstand und Kälte* eigentlich die Formulierung der «Akairia», der Unzeit der Begegnung für beide, und die *Aufmerksamkeit über meine Erwartung* ein Ausdruck seiner stolzen Bescheidenheit, und es verwundert deshalb nicht, dass Salis 1793 Geschenkexemplare seines Gedichtbändchens an Wieland und Herder in Weimar, an Professor Schütz in Jena, an Frau La Roche und Hofrat Reichard in Gotha schicken liess, nicht aber an Goethe und Schiller.

Man darf annehmen, dass Salis von jenem Fremden nach Weimar und Jena empfohlen wurde, der Salis in Paris nach dem Baron Salis fragte: von Wilhelm von Wolzogen. Dieser Wolzogen machte Salis in Paris auch bekannt mit dem russischen Fürsten Gallitzin (russisch Golizyn), dessen Gattin in Münster wohnte und in deren Garten Salis das Grab von Hamann besuchte. Wolzogen war befreundet mit Karoline von Beulwitz und deren noch lediger Schwester Charlotte von Lengefeld, die bald Friedrich Schillers Frau werden sollte. Beide Damen trafen Salis in Weimar, und Salis war von beiden angetan. Ich denke mir, dass sie es waren, die Salis und Schiller in Jena zusammenführten. Gewiss konnten sie nicht wissen, welche Vorberhalte Salis für das Schaffen von Schiller hatte, wohl aber, dass er den Historiker Professor Schiller schätzen würde, der eben an der «Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande» arbeitete (1791). Dagegen fand Salis, wie manche seiner Landsleute, es unpassend, dass Schiller in den «Räubern» seine Heimat das «Athen

²⁴ Brief vom 2. April 1793 an Johann Heinrich Füssli, betreffend Geschenkexemplare der «Gedichte» von Johann Gaudenz Salis, aus «Johann Gaudenz von Salis-Seewis und Johann Heinrich Füssli in ihren Briefen», ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von Felix Humm, Verlag Huber, Bern Stuttgart Wien 1976.

der Gauner» nannte. Spiegelberg, ein redseliger Kamerad des Räuberhauptmanns Karl von Moor, schwadroniert da, was es zu einem rechten Gauner brauche:

...zu einem Spitzbuben will's Grütz. – Auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ...ein Spitzbubenklima, und da rat' ich dir, reis' du ins Graubündnerland, das ist das Athen der heutigen Gauner.

Sein Kamerad Razmann, der Graubünden für einen Zipfel Italiens hält, ergänzt: Bruder, man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt.

Solches Geschwätz eines deutschen Gesetzlosen dürfte man eigentlich nicht ernst nehmen, und doch hat diese Bemerkung zu einiger Empörung unter Bündner Lesern und Interventionen gegen den verantwortungslosen Theaterschreiber geführt.

Welche Werke Schillers könnte Salis denn nach deren Erscheinungsjahr gekannt haben? Eben «Die Räuber» mit dem Motto «In tirannis», 2. Auflage 1782. Schiller schreibt in der Vorrede: «Wer sich (wie der Autor) den Zweck vorgezeichnet hat (= das Ziel gewählt), das Laster zu stürzen und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen, ein solcher muss das Laster in seiner nackten Abscheulichkeit enthüllen und in seiner kolossalen Grösse vor das Auge der Menschheit stellen, ...er muss sich in Empfindungen hineinzuzwingen wissen, unter deren Widernatürlichkeit sich seine Seele sträubt.» Der Versuch des Edel-Räubers Karl, Gerechtigkeit und Ordnung mit der Gewalt einer Räuberbande wieder herzustellen, musste in einer Katastrophe enden, der alle Hauptbeteiligten zum Opfer fallen. In «Die Verschwörung des Fiesco zu Genua» (1783), Schillers erstem historischem Drama, führt Fiesco den Aufstand der Nobeln gegen den tyrannischen Neffen des Dogen und erliegt in einem wüsten Intrigenwirbel selbst der Verführung durch die Macht; Schiller charakterisiert den Titelhelden schon in der Personenliste: «stolz mit Anstand, freundlich mit Majestät, höfischgeschmeidig und ebenso tückisch». Und endlich in «Luise Millerin», später «Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel» (1784) zeichnet Schiller schonungslos die Korruptheit der höfischen Gesellschaft, durch deren «satanisch feine» Intrigen (Kabalen) der adelige Ferdinand und die Musikerstochter Luise zugrunde gehen. Das Grelle, Übertriebene, Gewaltsame, das leidenschaftliche Pathos dieser Stücke erschreckten offenbar den Leser Salis (Aufführungen hatte er keine erlebt), ebenso die komplizierten Intrigenspiele wie die seltsamen Liebesbeziehungen. Dem aufgeklärten Salis mussten diese Dramen missfallen, weil sie seiner Hoffnung auf den Sieg des Guten, auf friedliche Veränderung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse durch die Überzeugungskraft der Vernunft widersprachen. Kann sein, dass auch die krasse, vulgäre Sprache einzelner Figuren sein Gefühl für Schicklichkeit verletzte. Jedenfalls war das alles, nach Stoff und Form, vom französischen Theater zu sehr unterschieden, das er sich als Leser und Zuschauer in Paris ange-

Abb. 7: Tagebuchseite vom 8. Februar. Beim Abschnitt in der Mitte die zitierte Bemerkung über Goethe, siehe S. 228 Staatsarchiv Graubünden D VII

eignet hatte, etwa Racines «Athalie» oder «Bérenice». Vielleicht kam er mit dem deutschen Verstheater, das eben in diesen Jahren entstand, besser zurecht: mit der Versöhnung der drei Buchreligionen in der Grundtugend der «Ergebnisheit in Gott» von Lessings «Nathan der Weise» (1779), mit dem Vertrauen auf die Heilkraft der «reinen Menschlichkeit» von Goethes «Iphigenie in Tauris» (1787) oder gar mit der aus der Sage entwickelten Utopie einer konservativen Revolution von Schillers «Wilhelm Tell» (1804).

Auch Schillers Lyrik stand ihm fern, und ich halte die Berenice-Vers von Salis für besser und gewiss musikalischer als Schillers Laura-Gedichte oder Stammbuchverse. Auch wo sich Salis in schillerscher Gedankenlyrik versuchte, spricht er uns heute nicht recht an. Das letzte Gedicht von Schiller, das Salis im Teutschen Merkur 1788 gelesen hatte, «Die Götter Griechenlands»,²⁵ empörte ihn, weil Schiller darin die Götter Griechenlands unbegreiflicherweise zurückwünschte, in der Meinung, deren Nähe habe das Leben leichter, freundlicher, «sanfter» gemacht:

...näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
das im Busen der Geschöpfe floss.
Nennt der Meinige (= der christliche Gott) sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
fruchtlos in der Sinnenwelt.

Vers 83 – 88

Die griechischen Tempel «lachten gleich Palästen», wo «der Freudentaumel seiner Gäste... lohnte dem erhabnen Wirt» (= dankte orgiastisch dem gefeierten Gott); dagegen wie düster unsere Gotteshäuser:

Wohin tret' ich? Diese traurige Stille
kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle (= das Gotteshaus),
mein Entzagen – was ihn feiern kann.

Vers 101 – 104

Schiller kürzte und änderte das Gedicht 1800 für die Ausgabe seiner Gedichte, um den vielen Protesten gegen die Erstfassung gerecht zu werden.

Den wirren und schwer zu lesenden Tagebuchnotizen von Salis zum Besuch in Jena ist anzusehen, wie schwer Salis das Gespräch mit Schiller wurde. Hier folgt der ganze Text (mit einigen andern Lesearten als bei Adolf Frey), auf dem die vorausgehende Interpretation beruht.

²⁵ Schiller: «Die Götter Griechenlands», Erstfassung im «Teutschen Merkur» 1788, Goedeke: Historisch-kritische Ausgabe Teil 6, S. 21 – 27.

In zwei Stunden fährt man nach Jena. Die Lage von Jena ist sehr angenehm, und der Weg, der sich die Gebürge hinunter im Zigzag windet, sehr kostbar (= kostspielig) und mühsam angelegt. Ich loschierte in der Sonne, besuchte Professor Hufeland und Hofrat Schütz, mit denen ich in Briefwechsel gestanden. In ihrem Hause ist die Expedition der Allgemeinen Literatur-Zeitung (deren jährlich über 2000 Exemplare abgehen). Hofrat Schütz war eben Prorektor geworden; er wollte mich loschieren und behielt mich, da ich das Loschis nicht annahm, doch mittags und abends zum Essen, lud Prof. Reinhold, Schiller, die hier studierenden Herren Sprecher von Jenins und Fäsi von Zürich nebst anderen dazu. Reinhold ist Wielands Tochtermann und ein guter (gestrichen: metaphysischer) Kantianer und ein ?? artiger Mann. Schiller ist gross und schlank von Wuchs, rötlich blond, Nase – bei den stechenden, feurigen falben Augen gebogen, dünn, die Augenbrauen verlaufen in einander. Seine Geberden und Anstand sind nicht von der feinsten Bildung. Seinen Genius, seine Talente konnte (ich) bewundern, wenn ich ihn auch nicht liebgewinnen und mich ihm nähern (ergänze: konnte). Sein Angriff auf mein Vaterland in den Räubern könnte noch eher entschuldigt werden als das frevelnde Gedicht Griechenlands Götter und ebenso gefährlich sich ?? Greueliche, Ungeheure, alles Heilige Verletzende, Unförmliche seiner ?? Schauspiele – verletzten von jeher mein Gefühl. Jena ist gut gebaut. Der Markt regelmässig. Die Häuser meist sanft farbbetüncht und mit Stukkatur-Arbeit geschmückt. Die Zahl der Studenten soll sich auf 800 belaufen. Mein Plan war, nachmittags zu verreisen; ich musste es aber meinem Freunde Hofrat Schütz zuliebe bis den andern Morgen verschieben. Hinter Jena fangen die Tannenwälder an.

Über Rudolstadt, Saalfeld ging die Reise durch den Thüringer Wald, jetzt mit einem Schlitten, und am 12. Februar erreichte er Bamberg. Er gönnte sich einen Tag in Nürnberg, um die dortigen «Merkwürdigkeiten» zu besichtigen, natürlich St. Sebald (ein Beiblatt von 12 fein beschriebenen Seiten erzählt davon), und dann trieb es ihn nach Hause:

*Den 13. besah ich Nürnbergs Merkwürdigkeiten
Den 14. um Mittag reiste ich auf dem Postwagen ab und kam den 15. gegen Abend in Augsburg an
Den 16. nach Mittag fuhr ich mit Extrapolst bis Memmingen
Den 17. Nachmittag bis Wangen
Den 18. speiste ich zu Lindau und fuhr die ganze Nacht.
Den 19. morgens gegen 6 Uhr kam ich g. l. (= gottlob) glücklich im Bothmar an.*

Was alles von diesem interessanten, schmerzlichen und mühsamen Dienstjahr und der anschliessenden Semester-Reise von Rouen über Flandern durch die Niederlande bis Weimar und Jena in Salis weitergelebt hat, ist nur zu vermuten, vielleicht

Abb. 8: Tagebuchseite vom 9. Februar 1790 zur Begegnung mit Schiller, Umschrift des ganzen Textes siehe S. 235 Staatsarchiv Graubünden D VII

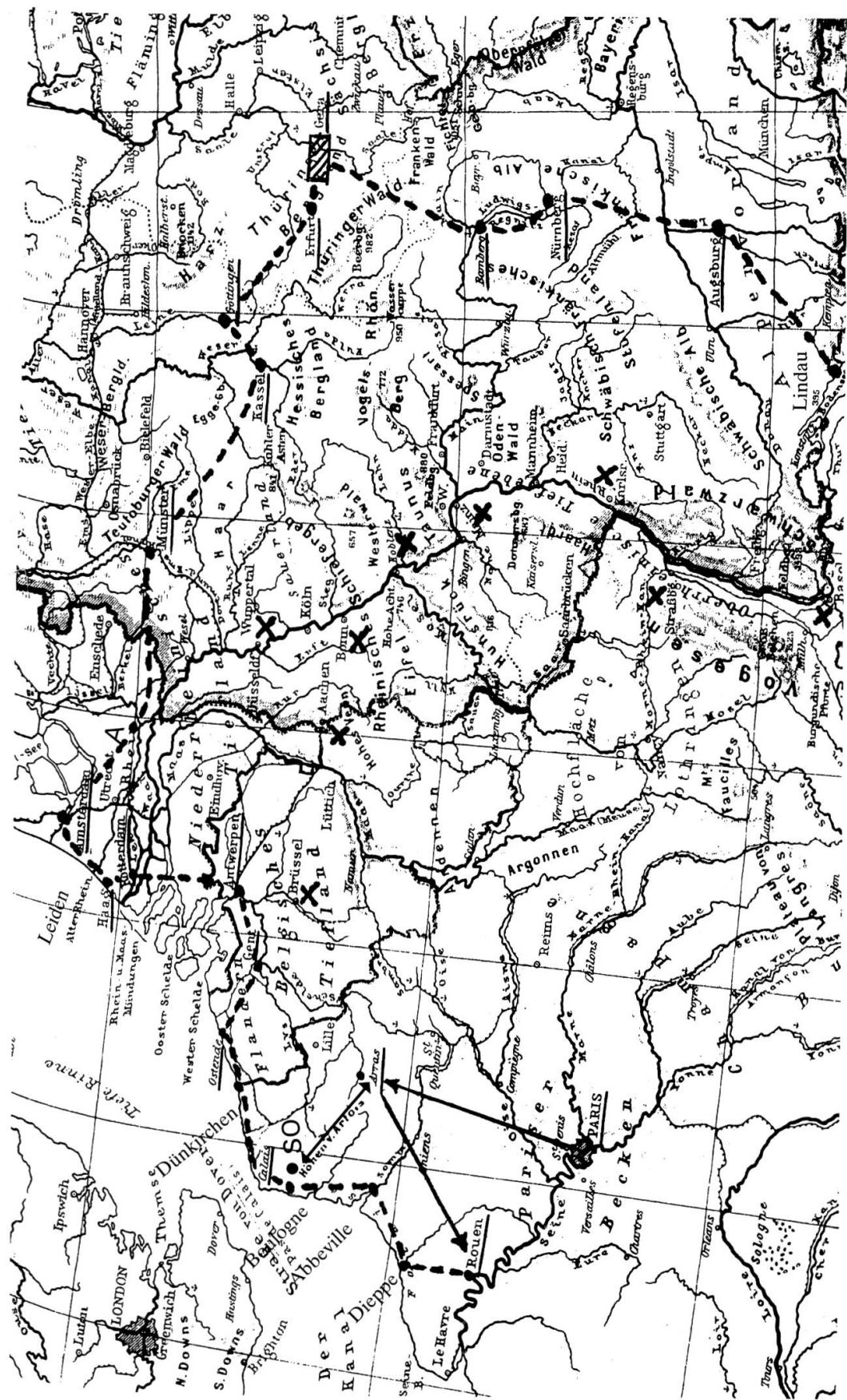


Abb. 9: Reiserouten von J. G. v. Salis-Seewis 1788–1790

→ Dislokationen des Rgt. Salis-Samaden, Sommer 1789
 Reiseroute von J. G. v. Salis-Seewis, Winter 1789/90
 x Hauptstationen der Urlaubsreise 1788 Arras – Basel

- A Arnhem
- W Weimar und Jena
- S Saint Omer
- SO

- die schrecklichen Folgen einer «Volksgärung»,
- aber auch die begründete Hoffnung auf eine neuzeitliche Demokratie,
- der überwältigende Anblick von «Gottes Weltmeer»,
- die Erfahrung anderer Lebensweise unter ganz andern wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen,
- die Möglichkeit, auch unspektakuläre Landschaft und schlichten Bürgeralltag in Bildern festzuhalten.

Soweit meine Vermutungen. Aber im nächsten Urlaub studierte er laut seinem Tagebuch Schillers neuestes Werk, «Geschichte des Dreissigjährigen Krieges» (Erstdruck 1791), in den ja die Drei Bünde verwickelt waren; im Sommer 1793 machte er jene schöne Tour auf den Schesaplana mit Pfarrer Luzius Pol und Jakob Ulrich Sprecher aus Jenins, jenem Jurastudenten, den er in Jena bei Schiller getroffen hatte und mit dem ihn politische Überzeugungen verbanden, und 1793 traute ihn und Ursina Pestalozzi der Feldprediger in holländischen Diensten Christian Bavier, später als Franzosenfreund nach Innsbruck verschleppt und 1802 bis 1809 Churer Stadtpfarrer. Mit folgender Notiz endet die Reihe der Tagebücher von Johann Gaudenz Salis-Seewis:

Den 26. Dezember – an meinem 31. Geburtstag – wurde ich des Morgens in der Kirche zu Masans getraut. Ich ging mit dem Pfarrer Herrn Bawier zu Fuss hin. Meine Braut fuhr im Wagen mit Herrn Schwager Daniel von Salis, bei welchem wir in der Stille den Tag zubrachten und (ergänze: von wo wir) abends unsere Wohnung, das Pestaluzische Haus, bezogen.

Diese «stille», so sehnlich erwartete Hochzeit ohne Gasterei und Aufmarsch der Salis-Sippen (die geliebte Mutter war am 16. Dezember 1791 gestorben) und ohne die Churer Zaungäste zeigt deutlich sein gespanntes Verhältnis zur Familie und den politischen Führern der Drei Bünde und entsprach gewiss auch seinem Lebensgefühl. Erst der grosse Trauerzug von Malans nach Seewis 1834 zu seiner Beerdigung liess erkennen, wie man unter veränderten Verhältnissen den «General» Johann Gaudenz Salis als Militär, Politiker und Dichter schätzen gelernt hatte.

Ob seine Krise in Den Haag, seine Schwermut, seine Hypochondrie, wie er es nannte, ihn wieder heimgesucht hat, bleibt sein Geheimnis; doch was ihm helfen konnte, wusste er:

Durch Seelenkraft und festen Mut
Wird Wahn und Schmerz besiegt;
Der weise Glaube fühlt als gut,
was Allmacht liebend fügt.

Die Herbstnacht, Strophe 4